Zur Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika im Kongo und in Frankreich

Kriegserlebnisse und Gefangenschaft der Unyamwesi-Missionare der Brüdergemeine in den Jahren 1914—17

Von Th. Bechler,
Missionsinspektor

2. Auflage

Herrnhut 1918
Verlag der Missionsbuchhandlung

Preis 1 Mark

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Von Indien nach Deutschland

Ausweisung der Herrnhuter Missionsleute aus dem Himalaya

Mit Bildern 25 Pfg.

Kriegsgefangen

in Labrador und London

Erlebnisse des Missionars der Brüdergemeine **K. Filschke**

Mit Bild und Karte 30 Pfg.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut

Zur Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika im Kongo und in Frankreich

Kriegserlebnisse und Gefangenschaft der Unyamwesi-Missionare der Brüdergemeine in den Jahren 1914—17

Von Th. Bechler, Missionsinspektor

2. vermehrte Auflage
Mit Bildern, Karten und einem Grundriß einer Missionsstation

Herrnhut 1918
Verlag der Missionsbuchhandlung

MISSIONARY RESEARCH
LIBRARY
NEW YORK CITY

Einleitung: Überblick

Die nebenstehende Kartenskizze zeigt die Lage einiger der Hauptstationen des ostafrikanischen Missionsfeldes der Brüdergemeine an. Die südlichen liegen im Nyaßalande. Die dort tätig gewesenen Missionare schmachteten bis Ende 1917 hinter dem Stacheldraht in Tanga, während ihre Familien in Tempe bei Bloemfontein (Südafrika) interniert sind, wobei England die Grausamkeit beging, monatelang den Briefverkehr zwischen Tanga und Tempe zu sperren! Im Januar 1918 wurden die Missionare nach Ägypten übergeführt. — Die nördlicheren Plätze, die die Karte zeigt, von Kipembabwe bis Urambo, bezeichnen die Hauptarbeitsmittelpunkte im Unyamwesi-Missionsgebiet. In Urambo war Br. J. Terp, in Usoke (westlich von Tabora) F. Spellig, in Tabora N. Gaarde, später auch P. Terp, in Sikonge der zeitweilige Präses A. Seibt und M. Brauer, in Ipole W. Blohm und in Kitunda K. Büttner und A. Oberlein angestellt, welch letztere auch das südlichste Kipembabwe mit bedienten. In Kitunda und Ipole hielt sich zeitweilig noch der Nyaßamissionar Kootz auf, der auf seiner Reise in die Heimat durch den Kriegsausbruch dort zurückgehalten worden war (s. S. 20).

Von all diesen Missionaren sind, abgesehen von Bruder Zoberbier und 2 Nyaßaarbeitern (Adami und Heller), die in der deutschen Schutztruppe Dienst taten, nur N. Gaarde und F. Spellig noch in Ostafrika; letzterer wohl in Usoke, ersterer

15760

in Sikonge. Die Belgier gestatteten ihnen, zurückzubleiben, um eine Aufsicht über die Missionsstationen der Brüdergemeine zu führen. Inwieweit ihnen das im einzelnen möglich sein wird, läßt sich nicht sagen, ebensowenig wie wir uns ein Bild davon zu machen vermögen, wie sie ihre Stellung werden behaupten können, wenn wirklich die von der britischen Regierung um Übernahme unsrer Unyamwesi-Mission gebetene amerikanische Afrika-Inland-Mission in die Arbeit tritt.

Die anderen Missionare — was haben sie in Leben und Arbeit während der Kriegsjahre (1914—17) durchgemacht! Bis in den Herbst 1916, also 2 Jahre hindurch, konnten sie noch ungestört ihrer Arbeit nachgehen, wenn es auch natürlich schon der Kolonialschutztruppe auf die verschiedenste Weise zu helfen galt. Dann aber drangen die Feinde (Belgier und Engländer) von Westen und Norden in die Kolonie ein und nahmen auch von unsern Stationen Besitz, ja führten die Missionare, bald auch deren Frauen, die Friedlichen, Wehrlosen, so völlig Unverdächtigen, von ihrer Arbeitstätte weg. Die Mehrzahl von ihnen wurde in Tabora festgesetzt, um dann Anfang Januar 1917 in zweimonatiger Fahrt durch den Kongostaat geschleppt und nach Frankreich in Gefangenschaft übergeführt zu werden. Dorthin kamen auch die 2 Missionarsfamilien von der südlichsten Station Kitunda, nur daß diese direkt auf den Kongostaat zu geführt worden waren, ohne vorher Tabora zu berühren. — In Frankreich waren dann die Missionars-Familien in 5 verschiedenen, weit von einander gelegenen Gefangenenlagern untergebracht: im Westen und zwar in Vire in der Normandie Missionar Brauer, Blohm und Schw. Nielsen, südlich davon in Saintes Missionar Seibt und Oberlein, während die Missionare Büttner, J. Terp und Kootz mit ihren Familien im Süden Frankreichs (nämlich in Espalion) interniert waren und noch südlicher davon, in dem schon auf den Golf von Genua zu gelegenen St. Affrique, Br. P. Terp, der später ebenfalls in Espalion war. — Seit Mitte Mai (1918) ist auch Br. S. Nielsen, ein Missionshandwerker, der bis dahin in Frankreich festgehalten worden war, freigelassen worden; die anderen Männer, Frauen und Kinder langten bereits im Dezember 1917 in Deutschland an, wo sie zunächst in Tübingen Erholung suchen konnten.

Und nun die höchst interessanten Einzelheiten ihrer Erlebnisse, wie wir sie auf Grund der Berichte der verschiedenen Missionare weitergeben können!

Kriegsdienst zweier Missionsarbeiter.

Die Kunde vom Kriegsausbruch schlug in Ostafrika wie ein Blitz aus heitrem Himmel ein. Nicht lange, und man hatte die Wirkung auch auf den Missionsplätzen zu spüren. Die nichtordinierten Brüder wurden bald zu den Waffen gerufen. Auf unsrer Hauptstation in Unyamwesi, Sikonge, handelte es sich um zwei, S. Nielsen, den Tischlermeister, und A. Geiger, den Gehilfen des Vorstehers, der die äußeren Angelegenheiten der Mission zu leiten hatte. Am 15. September folgten sie dem Rufe. Br. Geiger kam sofort an die Front nach Taweta, im Norden des Landes, unweit der Ugandabahn, während Br. Nielsen in Morogoro eine Beschäftigung als Baumeister fand. Er verblieb dort bis zum Ende des Jahres 1915, um Anfang 1916 nach Tabora versetzt zu werden. Seine Gattin blieb in Sikonge zurück, sie zog mit in das Haus des Missionars Seibt. Dort wurde ihr am 25. und 27. Oktober ein Zwillingspaar geschenkt, Gottfried-Adalbert und Edgar-Torwald, die aber beide im Jahr 1915 den Eltern wieder genommen wurden. Der jüngere der Knaben starb zuerst. Der Schmerz der Mutter war um so größer, als sie ihren Gatten nicht zur Seite hatte. Er hatte schon bei der Taufe zu Weihnachten 1914 nicht anwesend sein können. Aber im Februar 1915 war ihm gelegentlich eines Gefangenentransportes nach Tabora ein kurzer Urlaub bewilligt worden. So hatte er sein Söhnchen doch wenigstens gesehen. Auch für seine Mitarbeiter war sein Besuch ein Fest. Mit welchem Interesse lauschten sie seinen Erzählungen! Er hatte bei einer Beschießung von Daressalam durch die Engländer auch dorthin vorrücken müssen, war aber Gott sei Dank unversehrt geblieben (ein Granatsplitter erinnerte ihn noch immer an die erfahrene Bewahrung). Der kleine Adalbert beschloß sein kurzes Leben in Ipole, wohin seine

Mutter auf Br. Blohms Rat sich begeben hatte, um das Kind von diesem behandeln zu lassen. Aber es war schon zu spät. Das Begräbnis fand in Sikonge statt. Schw. Nielsen blieb in Ipole wohnen, bis ihr Mann zu Weihnachten einen zweiten Urlaub erhielt. Er war in Anerkennung seiner geleisteten Arbeit zum Unteroffizier befördert worden. Als er dann nach Tabora beordert wurde, übrigens um dort eine Weberei einzurichten, siedelte seine Gattin ebenfalls dorhin über (Ende Februar). Als die Belgier immer näher rückten, mußte er zur Waffe greifen und lag bei einem Patrouillendienst auch einmal mehrere Tage in Urambo, um dann nach der Besitzergreifung Taboras durch die Belgier in deren Gefangenschaft zu geraten. Das war im September 1916. Geschw. Nielsen wurden dann Anfang 1917 nach Frankreich transportiert, wo Br. Nielsen 5 Monate länger als die ordinierten Brüder zurückgehalten wurde, da er als nicht ordinierter Mann den Vorteil der früheren Befreiung nicht genießen durfte. Er war im Bezirk Côtes du Nord zu schwerer Steinbrucharbeit herangezogen worden! Jetzt weilt er in der Schweiz.

Als schneidiger Soldat hat sich der Kaufmannsbruder Geiger bewiesen. Obgleich er als Gemeiner eintrat, hat er wohl von Anfang an Schieß-Unteroffiziersdienst getan. Er hat aber auch im Feuer gestanden. In der Schlacht bei Tanga (November 1914) focht er mit. Während aber der Betheler Missionar Günther (der früher in Brüdergemeindiensten stand) dort den Tod fürs Vaterland erlitt, durfte Br. Geiger unversehrt bleiben. Im Frühjahr 1915 war ihm im Verein mit einem Schwaben ein äußerst schwieriger Patrouillengang übertragen worden. Es galt die Erkundung der neuen englischen Burabahn, die von Voi, einer Station der Ugandastrecke, nach dem Kilimandjaro zu vorstößt. Mehrfach war ein solcher Erkundungsversuch mißglückt. Br. Geiger hatte Erfolg; obgleich eine besondere Schwierigkeit darin lag, daß es unterwegs wenig Wasser gab. Wasserträger waren ihm zwar zugeteilt worden, aber diese hatten teils das Weite gesucht, teils das kostbare Naß auslaufen lassen. Daher mußten die zwei Tapferen mehrfach durch Kauen saftiger Kräuter ihren Durst zu stillen suchen. Ja einmal rangen sie ihre nassen Gamaschen

und Strümpfe aus, um sich an den wenigen Tropfen zu laben. Es galt vor englischen Spionen auf der Hut zu sein, und das zwang sie, meist nachts zu marschieren. Glaubten sie einmal in einem Versteck ausruhen zu können, so wurden sie bald durch verdächtiges Geräusch, ermüdet wie sie waren, gezwungen, ihren Marsch doch fortzusetzen; auch durften sie kein Feuer machen, um sich nicht zu verraten. So mußten sie immer mit „kalter Küche" vorlieb nehmen. Da sie zur festgesetzten Zeit zur Truppe nicht zurückkehrten, auch ein Suchen nach ihnen fruchtlos blieb, gab man sie bereits auf. Da fanden sie sich endlich vier Tage nach der gestellten Frist wieder herzu. Und nun konnten sie wichtigen Bescheid bringen und wurden zur Belohnung zu Gefreiten befördert. Kaum etwas ausgeruht, mußte der Dienst fortgesetzt werden. — Br. Geiger erkrankte nach dieser Anstrengung an Ruhr, erholte sich jedoch im Lazarett ziemlich schnell. Der Erholung waren später auch noch einige Wochen in den Usambarabergen gewidmet, in welcher Zeit er auf Einladung hin eine Bielefelder Missionsstation (Wuga?) besuchte. Mit dem dortigen Missionsbuchdrucker (Joppe), den Br. Geiger einexerziert hatte, verband ihn innige Freundschaft. Anwesend war unser Bruder auch einmal bei der Sprengung der Burabahn, ja fast wäre er dabei ums Leben gekommen (die Mühe, die sie damit hatten, war leider vergeblich, da sie wohl dabei beobachtet worden sind). Anfang 1916 war es etwa, daß Br. Geiger zum Unteroffizier aufstieg. Und noch ein zweites Mal hing sein Leben an einem Faden, als er im Februar 1916 eine Blinddarmoperation durchmachen mußte, mit deren Folgen er sich bis Ende Mai herumschleppte. Und da nun die Engländer immer weiter vordrangen, mußten auch die Lazarette immer weiter vorgeschoben werden. Durch diese Blinddarmerkrankung wurde Br. Geiger schließlich felddienstunfähig, tat aber, weil im übrigen gesund, Dienst auf der Etappenintendantur in Dodoma. Dort hatte er an der Straße von Saranda nach Kondoa die Karawanen zu überwachen. Am 4. September 1916 geriet er im Hospital in Daressalam in englische Gefangenschaft und wurde nach Indien überführt, wo er in Ahmednagar weilt, denn von dort kam uns später ein Lebenszeichen zu. Sein letzter Brief an den Präses war vom 18. Juli 1916 datiert, aber Briefe und Karten, die er

noch nach Sikonge gerichtet hatte, sind Br. Seibt in sein Gefangenenlager nach Frankreich nachgeschickt worden.*)

Keine Nahrungsmittelnot in Deutsch-Ostafrika während der Kriegszeit!

Auf dem Gebiet der Verpflegung haben unsre Missionare in Unyamwesi während der Kriegszeit direkte Not nicht gelitten. Präses Seibt berichtet von der Hauptstation Sikonge: „Reis, Fleisch, Eier und Brot hatten wir. Es gab ja Zeiten, wo das Weizenmehl knapp war, aber da haben wir uns aus einem Gemisch von anderen Mehlsorten ein schmackhaftes Brot bereitet. Dann bekamen wir wieder Mehl aus dem Nyaßabezirk, und als dieses dort von der Regierung beschlagnahmt wurde, war die Regierung in Tabora in der Lage, uns Weizenmehl und Weizen abgeben zu können. Freilich kam es teuer, aber wir mußten es haben. Beim Einzug der Belgier in unsre Station Sikonge hatten wir schließlich noch so viel Mehl und Weizen, daß wir bequem ein Jahr gereicht hätten.“ In Urambo gewann unsre Missionarsfamilie (J. Terp) aus der Manjokwurzel ein Mehl, das sich auch zum Backen vorzüglich eignete. — „In Sikonge konnte man selbst Zucker dann und wann bekommen, wenn auch zu hohen Preisen und nicht genügend. Da aber halfen wir uns mit Honig, von dem es in jenem Jahr viel zu kaufen gab. — Seife konnten wir längere Zeit keine kaufen, und da ein Versuch, Seife selbst herzustellen, mißglückte, mußten wir mit ihr sehr haushalten. Später aber war es wieder möglich, Seife zu kaufen. — Eier hatten wir so viel, daß wir die Geschwister

*) Außer den Missionsarbeitern Nielsen und Geiger tat noch Missionar Zoberbier, früher Lehrer am Lehrerseminar der Berliner und Herrnhuter Mission, Station Schlesien bei Morogoro, Kriegsdienst, wie ja auch die Nyaßabrüder Adami und Heller. Anfang März 1918 hörten wir, daß Br. Zoberbier am 20. April 1917 als englischer Gefangener nach Tanga eingeliefert worden sei. Von den Brüdern Adami und Heller aber, die zusammen in Daressalam gefangen waren, ist der letztere nach einer Verwundung am 24. Dezember 1917 an Schwarzwasserfieber gestorben!

in Tabora hinreichend damit versorgen konnten. Das Stück kostete freilich 5—6 Pfennig, für dortige Verhältnisse ein hoher Preis. — Sehr sparsam mußten wir mit Petroleum umgehen. Aber auch da wußten wir uns zu helfen. Wir kauften Wachs (es gibt ja in Afrika viel wilde Bienen) und stellten Lichter her; Missionar Brauer hat die Blechformen zu diesem Zweck gemacht. Durch Vermittelung unsrer Truppen-Abteilung und durch Geschenke kamen wir dann wieder zu Petroleum, das aber leider nach unsrem Abtransport eben auch den Belgiern in die Hände gefallen ist. — Von Gemüse hatten wir einiges zur Verfügung, wenn auch keine große Auswahl. Zeitweise gab es Salat, Bohnen, Spinat, Kürbisse, Tomaten und Zwiebeln, und von allen diesen Gemüsearten war Samen leicht zu gewinnen. Übrigens hatten wir auch durch den zweiten Blockadebrecher*) wieder einmal Gemüsesamen aus der deutschen Heimat erhalten! Dieser Samen war auf die einzelnen Stationen verteilt worden. Er ging wunderschön auf und versprach eine gute Ernte. Da — kamen die Belgier, und so war es leider nicht möglich, diesen Segen selbst voll zu genießen." — Missionar J. Terp berichtet, daß es auch an Salz nicht mangelte. Bekanntlich hatte die deutsche Landesverwaltung vor dem Krieg in der Nähe des Tanganyika-Sees förmliche Salinen in Betrieb gesetzt. Von dort her war also Salz leicht zu beziehen. Diese schönen Anlagen sind schließlich vor dem Einmarsch der Belgier von den Deutschen zerstört worden.

„Was Kleidung, Wäsche und Schuhwerk betrifft, so war dies natürlich", wie Missionar Seibt erzählt, „im Laufe der Zeit nicht mehr zu ergänzen. Es galt also sehr sparsam damit umzugehen. Immerhin gab es Sohlenleder dann und wann in Tabora zu kaufen, wo ein Grieche Felle gerbte. Wir Missionare aber kauften Leder bei dem Berliner Missionar Heese auf der Station Brandt im Bezirke Iringa, der ebenfalls selbst gerbte und Leder abgeben konnte.

*) Bekanntlich ist es zweimal in der Kriegszeit deutschen Kriegsschiffen gelungen, ungehindert bis an die deutsch-ostafrikanische Küste vorzudringen und die Kolonie mit Munition und allerhand anderen Dingen, an denen dort mit der Zeit Mangel eintreten mußte, zu versorgen. Darunter waren also auch Sämereien. D. S.

Schwierigkeiten bereitete in der letzten Zeit die Krankenbehandlung, da es an Arznei und Verbandsstoffen fehlte. Bis Anfang 1916 konnte man sich noch, wenn auch für teures Geld, etwas Arznei aus der Apotheke in Tabora verschaffen, aber als deren Verwalter zum Heeresdienst eingezogen wurde, kam es zur Schließung dieser Apotheke. Wie nötig hätten wir in der letzten Zeit alle diese medizinischen Gegenstände gebraucht! Da war z. B. ein Mann, der seine zwei Frauen und seine Schwiegermutter mit einem Speer arg zugerichtet hatte. Wie schwer war es uns, in einem solchen Falle nicht genügend ärztliche Behandlung angedeihen lassen zu können. Frau Missionar Seibt behandelte diese Verletzten mit Jodoform und verwendete an Stelle von Watte Baumwolle. (Für die Bedürfnisse der Lazarette, die auf den Missionsstationen eingerichtet waren, trat die Regierung soweit möglich ein.) Ein großes Glück war es, daß wir noch Chinin besaßen, aber an die Eingebornen konnten wir solches nicht mehr abgeben. Übrigens war Chinin auch in der Kolonie selbst hergestellt worden, aber der Vorrat hat wohl nur für die Bedürfnisse des Militärs hingereicht." Bekanntlich haben ja deutsche Intelligenz und deutscher Fleiß noch mancherlei während des Krieges in der Kolonie erfunden und erzeugt und zwar oft mit ganz einfachen Mitteln, so daß man staunen mußte. Dies alles hat dazu beigetragen, daß unser schönes Deutsch-Ostafrika so lange dem Ansturm der Feinde gegenüber standhalten konnte. (Man vergl. hierzu, was die „Tägliche Rundschau" in ihrer Unterhaltungsbeilage vom 7. November 1917 und die „Kol. Rundschau" Jan./Febr. 1918 zu berichten wußte. D. S.)

Entwicklung einer unsrer Stationen (Ipole) in Deutsch-Ostafrika 1909—1916.

1. Der Neuaufbau der Station im Jahre 1909 und ihre Vergrößerung bis zum Kriegsausbruch.

Die Brüdermissionsstation Ipole, d. h. die Europäerniederlassung, die aus Wohn- und Nebengebäuden, Schulhaus und Kirche besteht, lag im Jahr 1911 noch in dichtem, urwüchsigem Busch. Bei ihrem Wiederaufbau nach dem Brande 1909 war

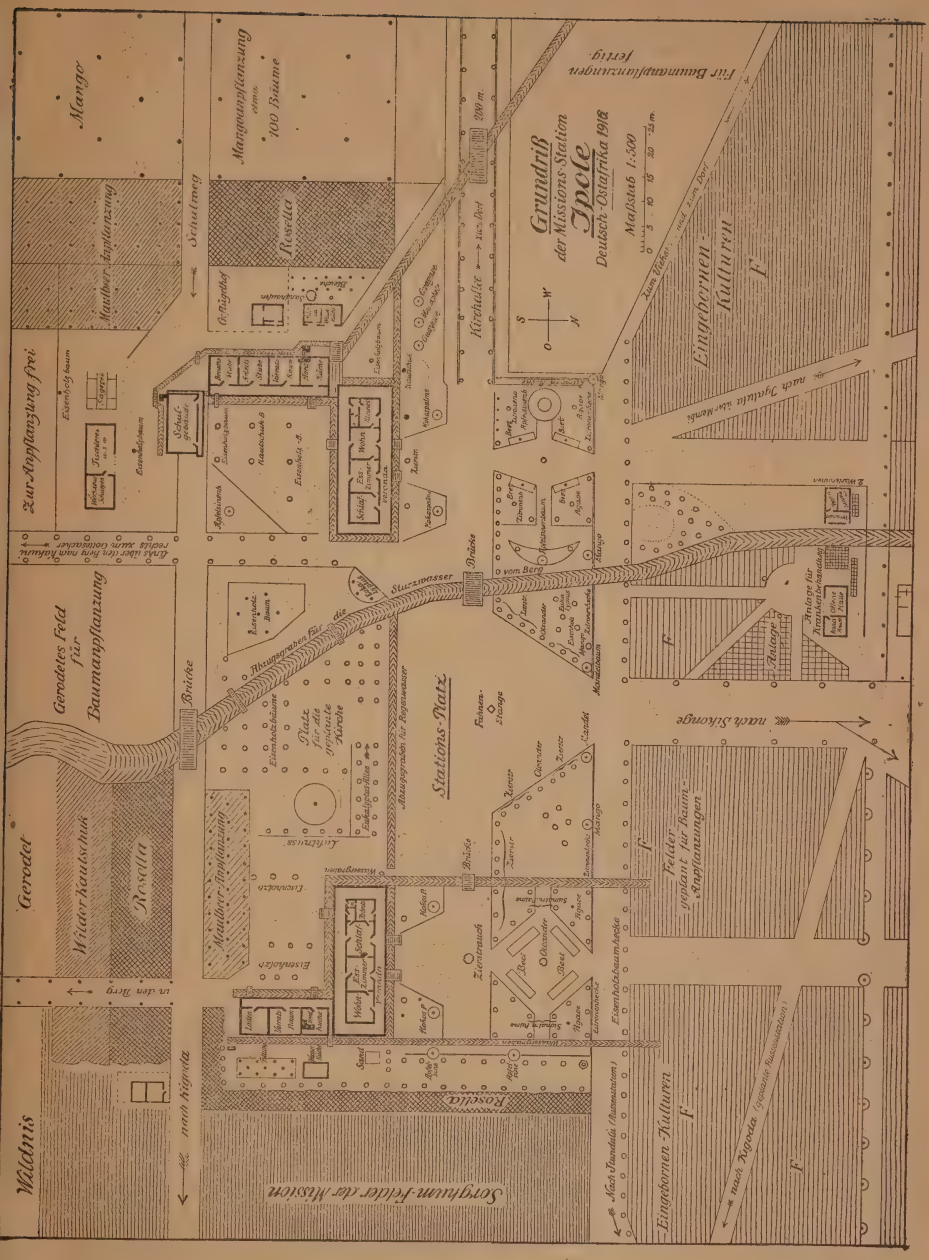
sie 200 m östlich vom Eingebornendorf, am Abhange des Berges Vupanda, der jetzt kurzweg Ipoleberg genannt wird, errichtet worden. Mit dem bloßen Aufbau der Häuser waren schon die Mittel erschöpft, und für die Umgebung der Gebäude konnte nichts mehr getan werden. Da machte es sich Missionar Blohm zur Aufgabe, zunächst wenigstens die Wildnis zwischen den Häusern auszuroden und den Boden zu ebnen. Mit dem Dorfe verband das Missionshaus eine staubige, schattenlose Straße, die durch niedrigen, dichten Busch führte, der also Dorf und Station trennte. Diese Straße war in der Regenzeit sehr schlüpfrig und bei einbrechender Dunkelheit wegen Raubtiergefahr nicht ungefährlich zu begehen. Br. Blohm ließ daher die im Missionshaus beschäftigten Arbeitsleute abends schon um ½7 Uhr ins Dorf zurückgehen, damit sie, wenn die Dunkelheit hereinbräche, in ihren Wohnungen seien. Außer dieser Straße war noch ein Weg nach Norden zu in der Richtung auf unsre Station Sikonge angelegt worden, der 500 m in den Busch hineinführte und auf den Negerpfad traf, der von früher her Ipole mit seiner östlichen und nordöstlichen Landschaft verband. Diesen Weg hatte schon Missionar Brauer 1910 mit Eisenholzbäumen bepflanzt; und sein Nachfolger Br. Noack, der 1911 die Station leitete, gab nun Geld für die Verbesserung des ganzen Stationsplatzes. Zunächst wurde der Busch vor den Wohnhäusern ausgerodet, so daß ein freier Platz von 40 m Breite entstand. Ein unmittelbar vor den Fenstern des Stationswohnhauses vorüberführender Negerpfad wurde etwas weiter ab verlegt; so konnten nun nicht mehr laut lärmende Eingeborne, die aus der Nachbarschaft vorüberzogen, stören. Solche Störung ist bei diesen Häusern, deren Zimmer ins Freie führen, sehr verständlich. Missionar Blohm hat dann den Weg ins Dorf auch mit Eisenholzbäumen bepflanzt und den Dorfplatz von 300 auf 600 Geviertmeter vergrößert. Überdies konnte eine neue Straße zum Wasserhaus angelegt und mit Maulbeersträuchern bepflanzt werden, d. h. ein Weg von 800 m, der durch Busch und Felder führte. Das alles waren die Anfangsarbeiten Br. Blohms. Dann folgte die schwere Zeit des Heimganges der Schwester Noack und die Europareise ihres Mannes und seines Kindes (im Mai und Juni 1912). Br. Noack hatte noch einen Obst- und

Gemüsegarten anlegen können. Br. Stolz hat dann im Sommer 1912 mit mehreren hundert Leuten Wasserabzugsgräben gezogen und eine neue, 6 m breite Straße durch den Busch geschlagen, die Sikonge mit Ipole verbindet und den Weg dorthin um ½ Stunde kürzt. Zu diesem Straßenbau steuerte die Regierung von Tabora auf Antrag des Missionars Stolz eine erhebliche Summe bei. Diese Verbindung der beiden Stationen bedeutete deshalb eine große Verbesserung, weil sie durch Gebiete führt, die in der Regenzeit nur auf ½ Stunde Entfernung unter Wasser stehen, während der frühere Weg 1½ Stunden lang unter Wasser stand.

Als dann 1912/13 Brauers nach Ipole zurückkehrten, konnte Br. Blohm an die planmäßige Erlernung der Sprache gehen. Br. Brauer legte 1913 ein Saatbeet an, in dem Ölpalmkerne gezogen wurden, durch die in der Regenzeit 1913/14 die Anpflanzung von 100 Palmen möglich wurde. Weitere 100 Palmen sollten im Jahre 1916 ins Land gesetzt werden, was dann der Krieg verhinderte. Nach Schwester Noaks Tode wurde übrigens auch ein Gottesacker angelegt, und mit Eisenholzhecken eingefriedigt und über ihn hinaus noch ein breiter Weg ins Dorf geleitet.

2. Schaffung von Arbeitsgelegenheit für die Eingebornen.

Auch in der Kriegszeit suchte Br. Blohm den Eingebornen Arbeitsgelegenheiten zu schaffen. Da eine geplante Zisternenanlage nicht zustande kam, so nahm Br. Blohm die seit 1912 ruhende Arbeit der Stationswegeverschönerung wieder auf. Immer noch befand sich zwischen den Missionsgebäuden ein Busch von 50 m Breite, der sich bis zum Berge hin erstreckte und noch von einem tiefen Graben durchschnitten wurde. Dieses Hindernis mußte verschwinden. Daher wurde jetzt gerodet, geebnet und ein ausgemauerter Graben gezogen, der das Sturzwasser vom Berg in der Regenzeit ableiten sollte. Ferner wurden neue Anpflanzungen angelegt und bestehende vergrößert. Auch im Westen, im Anschluß an das Wohnhaus I, wurde der Busch niedergelegt, 150 Bäumchen gesetzt, die Maulbeersträucher vermehrt und ein Weg angelegt, der die Schule mit der Kirche verband. Dann wurde der Dorfplatz vor der Kirche wieder (auf 5000 Geviertmeter) vergrößert und mit Baumgruppen bepflanzt. Zwei Dorfstraßen wurden mit Eisenholz-



Eine unsrer zweckmäßig angelegten und schmuck ausgebauten Stationen (Ipole) in Unyamwesi, Deutsch-Ostafrika, in dem Zustand, wie sie im September 1916 den Belgiern in die Hände fiel. Nach einer aus dem Gedächtnis entworfenen Zeichnung von Br. W. Blohm.

und Seidenbaumwollbäumen besetzt, eine dritte mit Mangobäumen. In der Nähe des Wasserhauses entstand ein Reis- und Maisfeld. Freilich hat das Reisfeld nur 75 Rupien Reinertrag gebracht; aber dieser Versuch hat die Leute ermutigt, auch ihrerseits Reis anzubauen, zumal die Mission mehrere Lasten Reis zur Aussaat an die Eingebornen umsonst verteilen konnte. Bedingung war, daß ein Teil der Ernte auf die Station gebracht werden mußte. Auch Mais, Hirse (Sorghum) und Hülsenfrüchte wurden in geringerem Maß zur Saat verteilt. Diese landwirtschaftlichen Arbeiten erweiterten den Blick der Eingebornen und dienten zu ihrer kulturellen Hebung. Es wurden ja doch ganze Hektare von Sumpfland allmählich in Reiskultur genommen. Ebenso wurden die Leute angehalten, Mangokerne zu stecken und Bäume zu ziehen, die der Missionar ihnen dann für die Stationspflanzungen zu guten Preisen abkaufte. So lernten sie mit Bäumen umzugehen; und tatsächlich steht jetzt bei ihren Hütten manch einsamer Spätling, der dem Hausbesitzer erhalten blieb, weil er im zweiten Jahr nicht verpflanzt werden konnte. — Br. Blohm hatte schließlich geschulte Kräfte zur Hand und wurde auf diese Weise mit den Landschaften Ugunda und Iswangala, deren Häuptlinge der Mission sehr freundlich gesinnt waren, ganz vertraut.

Kriegshilfsdienst der Mission in Ipole.

1. Lebensmittelbeschaffung für die Etappe.

Br. Blohm wurde bei einem Besuch in Kitunda im Sommer 1914 von der Kunde des Kriegsausbruchs überrascht. Nun fragte er sich: Wie kann die Missionsarbeit weiter getrieben werden, ohne die allgemeine Missionskasse zu belasten, denn die Vorräte an bar Geld und die geringen Lagerbestände im Missionskaufladen mußten ja bald erschöpft sein, wenn Zuflüsse aus der Heimat nicht mehr möglich waren. Zuerst sann er darüber nach, den Eingebornen zu helfen. Die Postboten erzählten, daß die sonst so belebte Landstraße nach Tabora wie ausgestorben sei. Kein Neger wage mehr, in die Stadt zu gehen, da die Regierung alle Männer zu Trägerdiensten heranzöge. Das bedeutete aber, daß die Lebensmittelzufuhr zur Stadt

geringer werden mußte, woraus sich wieder für die Landbewohner ein Ausfall an Verdienst ergab. Br. Blohm ließ darum Mehl, Hülsenfrüchte und dergl. auf die Missionsstation bringen, um sie dann an die Etappe weiter zu verkaufen. Dadurch erhielten die Leute Verdienst durch Trägerdienste für die Etappe, diese wieder erhielt Lebensmittel ohne einen kostspieligen und oft nicht einwandfreien Apparat von Aufkäufern, und endlich konnte auch die Mission für ihre Mühe einen Lohn beanspruchen. Dadurch auch schützte der Missionar die Eingebornen und erhielt die Männer ihren Familien. Es konnten im Jahre 1915 rund 5000 Lasten Lebensmittel (zu je 30 kg) an die Etappe geliefert werden. Ständig waren einige hundert Träger unterwegs, die nun regierungsseitig nicht anderweit verwendet und dadurch verschleppt wurden. Die Etappe machte mit dem Aufkäufersystem so schlechte Erfahrungen, daß sie bald an alle unsre Missions-Stationen das Gesuch richtete, den Lebensmittelankauf in ähnlicher Weise selbst in die Hand zu nehmen, was dann zu allseitiger Befriedigung geschehen ist.

2. Wechselpost und Straßenbauten.

Infolge der Bedrohung und Unterbrechung der Mittellandbahn (Tabora—Daressalam) (im April 1916) richtete die Regierung, um die Verbindung zwischen Küste und Inland aufrecht zu erhalten, eine Wechselpost ein, die von Tabora über die drei Brüdermissionsstationen Sikonge, Ipole und Kitunda nach der Militärstation Iringa führte, die ihrerseits noch Verbindung mit der Hauptstadt Daressalam unterhielt. Zwischen Tabora und Ipole gab es Straßen und Dörfer, von Ipole aber bis Kitunda mußte erst durch die Wildnis ein Weg angelegt und drei Wechselposten eingerichtet werden. Diese Arbeiten konnten trotz des Hochwassers, das um diese Zeit weite Strecken des Landes in Seen und Moräste verwandelt, in wenigen Wochen ausgeführt werden, dank der großen Willigkeit der Eingebornen. Dann baute Br. Blohm die Wechselpost-Straße im Auftrag der Etappe zu einer Rückzugsstraße aus, für die im Nordwesten stehenden Truppen, die von Ruanda herkommend vor der Übermacht der Feinde nach Südosten zurückgingen, um sich mit der Osttruppe bei Iringa oder Mahenge zu vereinigen. Die Wechselpost konnte bis zuletzt aufrecht erhalten werden, ja mit ihr konnte Br. Blohm noch nach Süden melden, daß die

Belgier in Ipole ständen. Inzwischen hatte der Lebensmittelankauf für die Etappe wieder eingesetzt, und es herrschte ein tätiges Leben auf der Station. Hier und in der nächsten Umgebung, auch auf den zwei Außenplätzen (Mageta und Itundulu), ruhte, trotzdem die Kriegsereignisse immer näher rückten, selbst die Missionsarbeit nicht, ja es konnten Vorarbeiten für Anlage neuer Außenplätze getroffen werden.

Breite Landstraßen wurden angelegt, nach Nordwesten zur Königin Mumeta von Uganda, nach Westen zum König von Kamulika von Isuvangala und eine dritte nach Osten zum Unterhäuptling Kigoda. Alle diese Straßenanlagen übernahm der Missionar (im Auftrag der Etappe) in dem Gedanken, daß sie, wenn auch erst nach dem Kriege, auch der Ausbreitung des Evangeliums zu gute kommen würden; denn nie wieder hätte sich eine so günstige Gelegenheit geboten, das weite Land durch Wege zu erschließen.

3. Treue der Eingebornen.

Man war noch in voller Arbeit, als schon wenige Stunden von Ipole Gefechte stattfanden, ja belgische Erkundungsmannschaften bis auf ½ Stunde an Ipole herankamen. Der letzten zurückgehenden deutschen Truppe konnte Br. Blohm noch 300 Träger stellen und etwa hundert Lasten Lebensmittel, die die Eingebornen schon aus solchen Landstrichen hergebracht hatten, welche bereits vom Feinde besetzt waren. Nie hat sich die Treue der Eingebornen so bewiesen und bewährt wie in jenen schweren Tagen. „Was du uns sagst", so meinten sie zum Missionar, „das werden wir auch jetzt tun, dein Wort hat uns noch nie betrogen." Mit solchem Vertrauen haben sie der Mission bis zur letzten Stunde gelohnt. Die Not hatte sie und den Missionar zusammengebracht. Ja auch an unsern deutschen Truppen hat kein Eingeborner Verrat geübt. Wären die Belgier in jener Gegend nur einigermaßen aufgeklärt worden, sie hätten mit einem Handstreich hunderte von Lasten nehmen und vernichten können und unsern aus Nordwesten kommenden Truppen den Rückzug nach Kitunda abgeschnitten. Stattdessen hielten die Leute treu zur deutschen Regierung. Tag und Nacht brachten sie Vorräte in Sicherheit. Und die Etappe hat die Lebensmittel jederzeit gut bezahlt.

4. Anerkennung der Arbeit.

Oberleutnant von Falkenhausen, der als Flankendeckung mit der Nachhut über Ipole zog, hat diese Hilfe unsrer Mission für die Regierung voll anerkannt und meinte, sie hätten ihren Weg deshalb so weit westlich genommen, weil sie wußten, daß sie sich auf die Station Ipole verlassen könnten. — Und die Eingebornen erkannten, daß sie durch den Schutz des Missionars gegen Ausbeutung und Verarmung gesichert waren und haben dem Missionar seine Fürsorge für sie ebenfalls voll gedankt. Als schon die Belgier in Ipole einzogen und Br. Blohm bereits festgenommen war, kamen noch Abgesandte von der Königin und fragten ihn, wie sie sich ihren neuen Herrn gegenüber stellen sollten. Sie taten das auf die Gefahr hin, von den schwarzen Posten, die den Missionar umstanden, erstochen zu werden! Oft durfte der Missionar in den Notzeiten des Krieges von ergrauten Vätern und Müttern das Wort hören: „Du bist doch unser Vater, der für unser Volk sorgt, wohin wären wir sonst gekommen!“*) — Anerkennung zollte dem Missionar auch ein Herr Siegel, der das Bezirksamt Bismarckburg übernehmen sollte und einige Tage in Ipole besuchte. Er meinte: „Welch blühendes Land haben Sie hier in Ihrer Umgebung, und wie offen und zutraulich sind die Leute hier! Es ist mitten im Kriege nicht leicht, ein Land so in Wohlstand und Ruhe zu erhalten.“ Und dann erzählte er bewegten Herzens, wie der Nachbarbezirk Bismarckburg durch Aufkäufer gelitten habe. — Unser Missionar selbst hatte das befriedigende Bewußtsein, für die Mission und für die Eingebornen tätig gewesen zu sein und doch auch seinem Vaterlande wesentliche Dienste geleistet zu haben. Br. Blohm hoffte seine Arbeit später fortsetzen, seine Erfahrungen nutzbar machen, durch solchen äußeren Missionsbetrieb die Missionskasse noch weiter entlasten und die Station verschönern zu können. Durch landwirtschaftliche und handwerksmäßige Betriebe wollte er die Eingebornen seßhafter machen und ihnen vorwärts helfen, Handwerke einrichten und geeignete Leute mit Setzwage und Maurerkelle, Werkzeug und Hobel, Hammer und Lotzeug, Näh-

*) Missionar Blohm hatte u. a. auch ein praktisches Sparwesen eingerichtet (s. Missionsblatt August 1918).

maschine und Bügeleisen, ja auch mit Schuhmacherwerkzeug bekannt machen, damit sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Sparsame Leute hätten dadurch reich werden können. Für die Feldwirtschaft wäre die Wasserfrage zu lösen und Düngemittel zu beschaffen gewesen. Allerdings wäre Geld zu solcher Arbeit nötig gewesen, aber mit 1000 Rupien jährlich hätte sich schon viel erreichen lassen, und eine gute Verzinsung des Geldes wäre gewährleistet gewesen. Solchen Bestrebungen versagt ja auch die Regierung ihre Mithilfe nicht.

Die Ausweisung der Missionarsfamilie von Ipole durch die Belgier.

1. Der Einmarsch der Belgier in Ipole, die sofortige Gefangennahme und Abführung des Missionars nach Tabora.

Erst zwei Tage zuvor hatte die deutsche Truppe Ipole verlassen, da rückten am 27. September 1916 die Belgier ein. Station und Dorf war zum Glück von allen Spuren der Truppen, die durchmarschiert waren, gesäubert. Die Stationsfelder lagen säefertig da, die kleine Weizenernte sollte eingebracht werden; Obst- und Gemüsegärten boten die besten Erträge. Die Anpflanzungen waren in schönstem Wachstum, die Häuser in tadellosem Zustande. Da brach das Verhängnis über die Missionsstation herein. Br. Blohm wurde von Haus und Arbeit vertrieben und sofort gefangen genommen. Es wurde ihm nicht einmal mehr erlaubt, das Wohnhaus zu betreten; so konnte er auch keine Stationsbücher abschließen. In der Kasse müssen sich noch 2250 Rupien befunden haben, 1121 Rupien wären noch an die Wechselpostboten und als Lohn an die Etappenarbeiter zu zahlen gewesen. Am folgenden Tag durfte der Missionar noch einmal in Begleitung von schwarzen Soldaten durchs Dorf gehen, freilich nur, um Träger zu suchen. Kein Wunder, daß er sich der Tränen kaum erwehren konnte. Da sah er schon hie und da rauchende Trümmerhaufen, zerstörte und offenstehende Häuser; nichts Lebendiges war mehr auf den Straßen und in den Gehöften; leere Öde herrschte, wo sonst ein munteres Leben war. Einzelne Männer, die er von schwarzen Soldaten festgehalten sah, konnte er noch frei bitten,

andere fand er in dunklen Verstecken. Die Rinderherden standen hungernd im abgebrannten Viehkraal. Wüste Soldaten lagerten rings um die Station und um das Dorf her. Manche Frauen riefen den Missionar hilfeflehend an; er war nicht imstande zu helfen, aber er wies den Kommandeur auf das entsetzliche Benehmen seiner Soldaten hin und bat um Abhilfe. Da ward ihm mit Achselzucken die Antwort: „c'est la guerre." Unter diesem Eindruck der Zerstörung des sauberen Dorfes und der Greuel des Negerkriegs mußte er noch am selben Tage sein geliebtes Ipole verlassen. Er wurde nach Tabora abgeführt, wo die meisten Zivilgefangenen in der Festung interniert wurden. Glücklicherweise zogen die Belgier bald von Ipole fort.

2. Auch die Missionarsfrau nach Tabora geführt, vom Häuptling beschenkt.

Frau Missionar Blohm durfte noch einige Tage länger in Ipole bleiben und konnte noch manches Elend der Eingebornen lindern. So verteilte sie noch versteckt gehaltene Lebensmittel und einige Kleidungsstücke unter die Eingebornen, die völlig ausgeraubt waren. Vor allem konnte sie durch Fürsprache beim Kommandanten verhindern, daß die Frauen der Stationsbewohner von den belgischen Askaris verschleppt wurden. Als die Missionarsfrau dann nach Tabora transportiert wurde, gab ihr ein der Mission freundlich gesinnter Unterhäuptling Kühe mit, damit sie doch unterwegs und in Tabora für die Kinder Milch hätte. Das bedeutet ein Opfer, denn nach dortigen Viehwirtschaftsregeln mußten auch die Saugkälber mitgegeben werden. Der Missionarsfrau ist diese uneigennützige Tat des Häuptlings noch in Tabora sehr zu statten gekommen. Vor ihrer Abreise nach Europa hat sie dann die Kühe, da Weidenot nnd Seuchen in Tabora herrschten, verkauft und bestimmt, daß der Erlös dem Unterhäuptling oder seinen Erben zurückgezahlt werden solle.

Leben und Missionsarbeit in Kitunda in den Kriegsjahren.

1. Verschönerung des Stationsbildes.

Da unsre Missionare in Kitunda, die Brüder Büttner und Oberlein (zu denen eine Zeitlang der Nyaßa-Missionar Kootz kam, der später in

Ipole mit Br. Blohm von den Belgiern gefangen genommen wurde), auf Befehl der Engländer am 11. Dezember 1916 ihre Stationen verlassen mußten und nur das Allernotwendigste mitführen durften, haben sie vom offiziellen Stationseigentum nur das Geld und das Hauptbuch mitnehmen können. Das Tagebuch dagegen und die Kirchenbücher mußten zurückbleiben. Diese aber hätten die eigentliche Grundlage für einen eingehenden Stationsbericht abgegeben, so daß es verständlich wird, wenn im folgenden ganz sichere Daten und Zahlenangaben nicht gemacht werden können.

Bis in den Mai 1916 ging die Arbeit ungestört fort; ja trotz der Hemmungen infolge der Einziehung von Eingebornen zum Kriegs- d. h. Träger- und Askaridienst konnte das Stationsbild „verschönert werden." — Das geschah schon durch Anlegung zweier Vorgärten vor den beiden Missionshäusern. Das eine verdankte man der Arbeit des Br. Kootz, der seiner und seiner Frau Gesundheit wegen im ersten Kriegsjahr (Mai 1915) auf dem schnellsten Weg nach der Heimat reisen wollte und daher auf die Mittelbahn zusteuerte, um von der Hauptstadt Daressalam aus das erste nach Europa gehende Schiff zu benützen. Er war nur gerade bis zu unsrer südlichsten besetzten Unyamwesi-Station gekommen und wurde nun hier in Kitunda durch den Krieg festgehalten. In den 9 Monaten seines dortigen Aufenthalts (Mai 1915 bis Februar 1916) hat er unter anderm jenes Gärtchen vor dem Wohnhaus I mit besonderem Liebreiz entstehen lassen. Es maß etwa 20:30 m, hatte schöne breite Wege mit weißem Sand, wies lauschige Ecken auf usw. Das Ganze war mit einem Lattenzaun eingefriedigt, der auf Ziegelpfosten ruhte. Zwei Flügeltüren bildeten den Eingang. Aus der Ferne machte nun das Haus inmitten eines Obstgartens und mit dem Vorgarten den Eindruck eines stillen, freundlichen Landhauses. Von der Außenwelt abgeschlossen, grüßte es den Herankommenden mit seinem blinkenden Wellblechdach und seiner grünbewachsenen Veranda aufs einladendste. Und im Gegensatz zu früher, wo das ganze Leben der Straße, die durchziehenden Karawanen mit ihren Trägern und Reisenden, an den Fenstern vobeiflutete, empfanden die Bewohner (Geschw. Büttner) die Stille, besonders bei Krankheiten der Kinder, sehr wohltuend. — Vor dem zweiten Wohnhaus wurde das Manjokfeld in ein Blumengärtchen mit Maulbeerhecken umgewandelt, und weiter der freie Platz zwischen Haus I und dem Friedhof mit Hartholzbäumen besetzt, die zum Teil schon bis zu 4 m

Höhe aufragten. Die Regierungsstraße (Barabara) nach Norden wurde bis in die Dörfer am Fuß des Kitundaberges verlängert und die noch schattenlosen Stationswege mit den rasch wachsenden, landesüblichen Milumbabäumen bepflanzt. Und hatte es früher viel Zeit in Anspruch genommen, die 3 Stationsgärten (Gemüse- und Obstgarten sowie Bananenhain) zu beaufsichtigen, da sie in verschiedener Richtung der Station lagen, so wurde dies vereinfacht durch Erweiterung des Gemüsegartens (der in der Nähe des Viehkraals liegt und daher leicht zu düngen war) zu einem Obstgarten und Bananenhain, neben dem auch noch ein Ananasfeld angelegt wurde. Schon nach einem halben Jahr erntete man die ersten Bananen; und die 21 Herren, die man im September und Oktober 1916 im Hospital zu verpflegen hatte, empfanden das Obst und Gemüse als große Erquickung.

Ferner trug zur Verschönerung des Stationsbildes die strikte Durchführung der Stationsordnung bei, nach der jeder neuanbauende Eingeborne sein Haus der Anweisung des Missionars gemäß stellen muß. Baustelle und Hausgröße wurden bestimmt und dadurch gleichmäßige Straßenzüge erzielt. Dann wurden die alten Temben (Hütten) geschleift und die Häuser mit weißer Lehmerde gestrichen. Besonders zwei Fundi (Handwerker) (Zachalya und Kaseta) bauten vorbildliche Eingebornenhäuser (mit gradlinigem, abgeschnittenem Strohdach, sauber verputzt, rechtwinkligen Ecken und gutgearbeiteten Holztüren), die selbst von seiten der Engländer Lob und Anerkennung ernteten. Andere eiferten ihnen nach. Solche Einfamilienhäuser entstanden in der Kriegszeit an allen Straßen des Stationsgebiets. Und da jede Dorfschaft für die Reinigung der Wege selbst aufzukommen hatte, ergab sich auch eine Entlastung der Missionskasse. — Der Viehstand der Mission hatte sich trotz der Tsetsefeuche langsam vermehrt. Leider mußte alles Vieh beim Abtransport zurückgelassen werden. Es stellte einen Wert von 3—4000 Mk. dar. Man ließ auch keine Zeit, es zu verkaufen. — Eine solch große ausgebaute Station mit solid aufgeführten Neubauten, mitten in der afrikanischen Wildnis, erregte begreiflicherweise die Bewunderung aller Besucher. Viele bedauerten, daß dieses Gemeinwesen nicht an der Küste läge, wo es ganz anders zur Geltung kommen würde. Englische Offiziere meinten,

es sei die schönste und solideste gebaute Station, der sie in Deutsch-Ostafrika begegnet seien. Und tatsächlich hat Kitunda seit dem amtlichen Besuch Br. Hennigs 1905 eine vollständige Neugestaltung erfahren, so daß selbst Br. Neumann, der noch 1905/06 in Kitunda bei den Bauarbeiten half, sich bei seiner Rückkehr als Kriegsinvalide in das Kitundaer Hospital im Jahr 1916 auf der Station nicht mehr zurechtfand.

2. Wachstum der Gemeine und ihrer Außenposten.

Auch auf dem Gebiet des Gemeinlebens erfreute man sich einer „Tiefer- und Weiter-Entwicklung". Br. Büttner schreibt: „Trotz des Krieges erwies sich Gottes Wort als eine Macht über die Herzen, was sich auch in den Taufen zeigte, die noch in den ersten drei Kriegsjahren stattfanden. So brachte uns das Jahr 1914 auf der Station eine Taufe von 27 Personen, und noch der März 1916 eine solche von 8 Personen. 1915 hatten wir in den Außengemeinen Ipembe, Tjadodwa und Mbombe durch Taufen eine Vermehrung der Mitgliederzahl um etwa 40. An letzterem Ort war es die erste Taufe, die stattfand, so daß die Gemeingründung damit zusammenhing. So bildete sich um Kitunda herum ein Kranz von Außengemeinen, denen Älteste und Helfer vorstanden. — Das gottesdienstliche Leben wurde reicher ausgestaltet durch Einführung einer Liturgie über die Seligpreisungen und durch Übersetzung der auf anderen Brüdermissionsgebieten gebräuchlichen Katechismuslitanei. Die Sonntagsgottesdienste waren meist sehr gut besucht, ja, wenn die Monitoren zum Kirchbesuch eingeladen hatten, kamen so viele zusammen, daß manch einer keinen Platz fand. Dieser Umstand sowie die Zahl der Stationsbewohner, die sich auf etwa 400 belief, machte es nötig, neben der Predigt eine Evangelisationsversammlung für die Heiden, die auf dem Stationsgebiet wohnten, abzuhalten, ja einen dritten Gottesdienst einzurichten, in dem man die Kinder zusammennahm. Diese erste Sonntagsschule in Unyamwesi war ein Versuch, aber „die schwarzen Krausköpfe mit ihren strahlenden schwarzen Samtaugen" machten durch ihrzahlreiches Erscheinen alle Befürchtungen zu schanden. Stundenweit kamen sie von den Außenschulen (Matata, Msamapa und Itusyo) und füllten das Schulhaus, in dem dieser Gottesdienst gehalten wurde. Die Monitoren übernahmen den Gruppenunterricht,

wozu sie am Sonnabendnachmittag mit dem nötigen Stoff ausgerüstet wurden. Die Katechese und das Gebet hielten die Missionare, die auch den Gesang leiteten. In der Regenzeit blieben die auswärtigen Kinder aus; aber da eröffneten in Ipembe und Tjadodwa die Helfer selbst eine Sonntagsschule. — Bibelstunden und Singstunden wurden regelmäßig gehalten und ziemlich gut besucht. Auf Anregung der Ältesten wurden sie vom Abend auf den Morgen verlegt, anfangs der Löwengefahr wegen, später in der Kriegszeit wegen des Mangels an Petroleum. Zum Abendmahl kamen die Christen von den Außenposten auf die Station. Das „Sprechen" hielten beide Stationsmissionare. Bei den Frauen, die sich meist viel offener zeigten als die Männer, half Schw. Büttner, die später auch den Unterricht für solche Frauen übernahm, die um Aufnahme gebeten hatten. Eine Trennung von Männern und Frauen war durch die weit geringere Aufnahmefähigkeit der letzteren geboten. Für die Ältesten und Evangelisten wurde eine besondere Bibelstunde mit anschließender Besprechung gehalten. Die beiden Stations-Ältesten (Mwisanizi und Hermas) waren innerlich gerichtete Menschen, bei Neuanmeldungen zur Gemeine trafen die Missionare immer wieder auf die Spuren ihrer Arbeit.

3. Fortgang der Evangelisation des Landes.

Die Heidenpredigt im Lande hin und her nahm einen breiten Raum in der Arbeit der Missionare ein. Sie wurde auch durch die Ältesten von den Außenstationen aus betrieben. Da der Außenplatz Mbombe ein sehr weites Arbeitsfeld darstellte und die Helfer es nicht genügend versorgen konnten, auch der Islam dort eifrig am Werke war, so legten die Missionare einen vierten Außenposten in Mpule an und besetzten auch diesen mit zwei Helfern. So hatte jeder Außenposten etwa 9—11 Evangelisationsplätze, deren jeder wieder 5—10, ja noch mehr Ortschaften umfaßte. Der Mittwoch war der für diese Heidenpredigten bestimmte Wochentag. In Ipembe halfen dabei auch die Ältesten, sie begleiteten abwechselnd die Evangelisten. Jeder der beiden Missionare machte ebenfalls am Mittwoch seine Evangelisationstour, Br. Oberlein noch eine zweite am Sonnabend, an welchem Tag sein Kollege Büttner mit der Vorbereitung der Helfer beschäftigt war. Von

der Hauptstation aus wurden 13 Plätze mit durchschnittlich 10 Ortschaften besucht. Auf diese Weise wurde im Lauf des Jahres das Evangelium in etwa 400 Ortschaften getragen und auf 50—55 Evangelisationsposten je fünfmal verkündigt. So gab es wohl im ganzen Lande Kiwere schließlich kein Dorf mehr, in das die frohe Botschaft nicht eingedrungen wäre, und keinen Menschen, der nicht irgendwie von ihr Kenntnis erhalten hätte.

Ja auch außerhalb der Landschaft Kiwere hatten unsre Brüder Gelegenheit zur Verkündigung des göttlichen Wortes. In Itumba (3 Botentage von Kiwere entfernt) war auf einsamem Posten ein Helfer (Salomo) stationiert, und zwar der frühere Mgave von Kipembabwe, wie denn auch seit 1913 wieder neue und engere Beziehungen zu Maliko, dem christlichen Sultan der Landschaft Kipembabwe, hatten angeknüpft werden können. Beide Reiche, Itumba wie Kipembabwe, sind alte Wakhimbugebiete, deren Bedienung durch ihre weite Entfernung besondere Schwierigkeiten verursachte, und da unsre Brüder sie nicht selbst besorgen konnten, etwas lückenhaft ausfiel. Der Helfer Salomo fand in Elisa eine treffliche Stütze, besonders für die Schularbeit. Aber des letzteren Frau hielt nicht stand; vom Heimweh getrieben, entfernte sie sich, um wieder zu ihrer Mutter zu kommen. Da keine andere passende Hilfe für diesen abgelegenen Posten zu finden war, bildeten unsre Brüder den tüchtigsten Taufkandidaten, der als begabter, bescheidener und treuer Mensch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, für diesen Evangelisationsdienst besonders aus. — Ebenso näherte sich auch, wie gesagt, Maliko wieder unserm Br. Büttner. Er suchte ihn öfters auf, auch in Begleitung seiner Frau, und richtete (natürlich ohne Bezahlung) eine Schule ein, die von 20—30 Freiwilligen besucht wurde; ja schließlich baten 2 von Br. Büttners früheren Zöglingen und Taufbewerbern in Kipembabwe, nach Kitunda kommen zu dürfen, um sich als Lehrer für ihre Heimat Kipembabwe ausbilden zu lassen. All dies waren höchst erfreuliche Arbeitsansätze, die ermutigende Aussichten in die Zukunft eröffneten. Da kam der Krieg und hinderte auch hier jede weitere Ausdehnung.

Noch erwähnen wir in diesem Zusammenhang den Unterrichtskursus, den die beiden Missionare im März 1916

14 Tage lang in Kitunda für ihre 10 Evangelisten abhielten. Einen solchen Fortbildungsunterricht hatte Präses Löbner früher für die Evangelisten der ganzen Missionsprovinz Unyamwesi gehalten. Da ein solcher allgemeiner Kursus seitdem nicht wieder zustande gekommen war, sollten wenigstens die Helfer dieser einen Station in ihrer Schriftkenntnis und in den Realien gefördert werden.

4. Die Arbeit in den Schulen

bildete einen ausgedehnten Zweig der Tätigkeit der Brüder. Schulen gab es außer auf der Hauptstation und auf den Außenposten, wo sie von Evangelisten gehalten wurden, noch in einer Anzahl Dörfer, wo Monitoren am Nachmittag lehrend tätig waren und dabei von den Missionaren beaufsichtigt wurden. Solche Schulen fanden sich bei Matata, Msamaka, Baruti, Ukonongo, Itusyo. In der Residenz der Königin Igumila und bei Mtindo wurde der großen Entfernung wegen (sie beträgt 2—3 Stunden) nur Mittwochs und Sonnabends Unterricht erteilt. Auf der Hauptstation sowie auf 4 Außenplätzen bestand neben der Tagesschule noch eine Selekta und auf der Hauptstation überdies noch eine Erwachsenen-Schule. Diese insgesamt 13 Schulen wurden 1915 von über 1100 Schülern besucht. Unterrichtsfächer waren Religion, Schreiben, Lesen und Rechnen, in der Selekta noch Kisuaheli, Aufsatz, Bibel- und Erdkunde. Im Anfang 1916 tat leider ein Erlaß des Bezirksamtes in Dodoma diesen Schulen Abbruch.

Kriegserlebnisse auf der Herrnhuter Station Kitunda in Ost-Afrika 1916.

1. Hilfsdienste der Mission für die deutsche Regierung.

Am 10. August 1914 hatte die Kunde vom Kriegsausbruch das weltentlegene Kitunda erreicht. Noch fast 2 Jahre, d. h. bis in den Mai 1916, konnten die Missionare ihrer Arbeit ungestört nachgehen. Immerhin galt es schon von Ende März 1916 an der deutschen Regierung gewisse Hilfsdienste zu leisten. Missionar Oberlein erzählt: „Von Februar 1916 an kamen öfters Deutsche auf die Station, Herren, die sich im Interesse

der Lebensmittelankäufe in der Gegend aufhielten. Auch auf der Station selbst wurde in den letzten Monaten Mehl und Reis aufgekauft." Br. Büttner legte im Auftrag der Regierung Wege an, was ihn einige Wochen von der Station fernhielt, errichtete drei Magazine und kaufte Lebensmittel zusammen. — Für die erwähnte Wechselpost konnte er für die Strecke von Kitunda nach Iringa die Boten stellen und die Postbeförderung überwachen. — Später brachte dann noch der Durchmarsch der Truppen viel Arbeit mit sich, und allmählich trat eine förmliche Entvölkerung des Landes ein; denn die Regierung brauchte für die Truppe viele Träger.

Anfang August kam eine kleine Patrouille durch: Ein deutscher Offizier, Unteroffizier und Askaris. Ihnen lag die Anlage von Wegen von Tabora über Sikonge und Ipole nach Kitunda und bis Iringa ob, sowie das Graben von Brunnen und dergl. Daraus wurde klar, daß der Rückzug der deutschen Truppen von Tabora nach Süden nur noch eine Frage der Zeit war. Der Unteroffizier, der der Ruhe und Erholung bedurfte, blieb in Kitunda zurück. Im Juni am Kopf schwer verwundet, litt er, obgleich die Wunde überraschend schnell geheilt war, noch an Fieber und heftigem Kopfschmerz. Er war bei Geschw. Oberlein Tischgast, und man verbrachte manche gemütliche Stunde zusammen. Nach einigen Erholungswochen übernahm der Unteroffizier das Etappenmagazin, das wenige Stunden entfernt errichtet war. Seine Briefe bezeugten noch viel Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft.

Im September erschien eine Streifwache, aus 2 Europäern und 20 Askari bestehend. Sie waren von Oberleutnant von Falkenhausen, der mit seiner Abteilung bei Sikonge lag, geschickt, weil man glaubte, in Kitunda lägen schon Engländer. Nach Engländern sollte diese Patrouille ausspähen. Auch mit diesen Europäern gab es angenehme Stunden des Beisammenseins. Da vom Feind nichts zu merken war, zogen sie ab, waren aber 2 Tage später wieder da, weil inzwischen Tabora geräumt war und sie ihren nach Süden zurückgehenden Truppenteil hier erwarten sollten. Diese Abteilung Falkenhausen traf am 30. September selbst in Kitunda ein. Natürlich waren auch diese Europäer die Gäste beider Missionshäuser. Es gab einen angeregten Abend, man sang Heimatlieder und erzählte vom Krieg. —

Mittlerweile war auch Iringa im Süden von den Engländern besetzt, und so zog denn auch Falkenhausen ihnen entgegen.

Einige Stunden von Kitunda vereinigten sich die Truppenteile des Hauptmanns Wintgens. Die Marschunfähigen aber wurden nach Kitunda geschickt. Dort übernahmen die Schwestern mit Freuden die Pflege dieser Kranken, die wegen des Lebensmittelmangels manche Schwierigkeit mit sich brachte. Ihre Zahl mehrte sich, so mußten die verschiedensten Räume der Station, auch Kirche und Schule, zur Unterkunft bereit gestellt werden. Schließlich waren es 21 deutsche Herren, darunter 3 Offiziere. Sie waren in den beiden Missionshäusern verteilt. Dazu kamen 3 kranke gefangene Inder und 60 leidende deutsche Askari mit ihren Frauen, die in Hütten untergebracht waren. Bald aber kam die Nachricht von der Einnahme Sikonges durch die Belgier und der Befehl, die Kranken nach Tabora überzuführen. Belgische Askari hatten dorthin die Nachricht gebracht, daß Kitunda Krankensammelstelle sei. Sonntag den 22. Oktober marschierten die Kranken bis auf drei unter der Bewachung von belgischen Askaris dahin ab. Unter den Kranken befanden sich drei Missionsbrüder, die beiden Bielefelder: Achtmann, der noch zurückblieb, Neumann, der früher in unserm Missionsdienst stand, und Böttcher von der Berliner Mission, mit denen unsre Brüder auch innerlich nahe kamen.

2. Der Feind verlangt auch nach den Missionaren.

Am 22. Oktober (1916) nachmittags 3 Uhr standen die deutschen Soldaten zum Abmarsch bereit. Da ruft plötzlich ein belgischer Askari: „Und wo sind die Missionare, die sollen auch nach Tabora!“ Das war ein schöner Schrecken. Man hatte geglaubt, den Missionaren würde das Verbleiben auf der Missionsstation gestattet sein. Im Handumdrehen konnten sie sich nun nicht fertig machen. Auch waren keine Träger zur Stelle. Man war daher dankbar, daß ein Oberleutnant (von Oppen) es übernahm, die Sache dem belgischen Kommandanten vorzustellen. Doch nun wußten die Missionare, was ihrer wartete, und rüsteten sich auf die Abreise. Sie packten Kisten und Koffer. Aber eine Nachricht über den Termin ihres Aufbruchs erhielten sie nicht. Der Grund war wohl der, daß die Belgier mit den Engländern ein Abkommen getroffen hatten,

demzufolge Kiwere in englische Hand übergehen sollte, weshalb sich die Belgier nicht um die Missionare kümmerten.

3. **Drei Deutsche, darunter ein Missionsarbeiter, erschossen!**

Daß drei Kranke auf der Station zurückgeblieben waren, sagten wir. Unter ihnen Missionsarbeiter Achtmann, der sich inzwischen von seinem Nierenleiden gut erholt hatte. Wegen dieser drei Kranken wandte sich Missionar Büttner brieflich an die Engländer, die in der Nähe sein sollten. Drei Wochen vergingen, da kamen am 10. November einige englische Askari aus Malongwe, das an der Mittellandbahn liegt, von Kitunda etwa ebensoweit entfernt wie Tabora. Achtzehn bewaffnete Sultansleute folgten ihnen und umstellten die Missionsgebäude. Ihr Führer war ein entsetzlich aussehender, wilder und frecher Geselle, Asmani, der den sofortigen Abmarsch der drei Kranken verlangte. Nach Malongwe sollten sie. Das aber ging nicht so schnell. Auch mußten erst Träger gesucht werden. Den Missionaren kam die Sache verdächtig vor, denn der führende Askari hatte keinen Ausweis. Selbst die kranken Herren fragten sich, ob es hier nicht nur auf ihr Geld abgesehen sei. Allmählich aber wurde der Askari anständiger und ließ mit sich reden. Darauf rüsteten sich die Herren für den nächsten Morgen. Die letzten Stunden verbrachte Achtmann bei Büttners. Sie schlugen noch die Losung auf: „Wir haben hier keine bleibende Stadt", es war ihnen weh ums Herz. In aller Frühe brachen sie dann am nächsten Morgen auf. Jeder hatte 10 Träger; schon aber auf dem Weg zum ersten Lager liefen eine Menge Träger davon, was überhaupt an der Tagesordnung war. Da, was geschah? In der Nacht wurden die Missionare in Kitunda plötzlich durch Boten geweckt, die von jenem wild aussehenden Askari geschickt waren. Und was brachten sie? — Jene drei Deutschen seien im Walde erschossen worden! Diese Schreckenskunde! Ihr folgte begreiflicherweise eine angstvolle Nacht. Offenbar lag Raubmord vor, denn jene Drei hatten viel Geld bei sich. Was sollten nun unsre Missionare tun? Vielleicht wurden auch sie am nächsten Morgen geholt. Sie schmiedeten Fluchtpläne, aber fanden nicht genügend Träger. Die meisten Stationsbewohner, auch Christen, waren in die Wälder geflüchtet, sie fürchteten als Träger aufgegriffen zu werden, sie fürchteten überhaupt die schlechte Behandlung der

feindlichen Askaris. Die Brüder trösteten sich einzig und allein der Verheißung des Herrn: „Ich bin bei euch alle Tage."

Über die Erschießung der Deutschen erfuhren sie, daß diesen kurz vorher ein Wort des wild blickenden Askari mitgeteilt worden war: „Wenn die Deutschen nicht laufen wollen, schieße ich sie nieder, sie sind Gefangene." So wird es den Ärmsten wohl immer schwerer ums Herz geworden sein. Schließlich erklärten sie dem Asmani, daß sie nach Kitunda zurückkehren würden, da sämtliche Träger geflohen seien. Das taten sie auch. Als sie etwa 150 Schritt zurückgelegt hatten, fragte jener wild aussehende Askari: „Wohin gehen die?" Die Antwort war: „Zur Mission." Darauf ging er auf Schußweite an sie heran und schoß die drei Europäer und von den 8 Boys die 4 treuen Ruanda-Christen nieder. Ein Boy entkam. Dann befahl der Mörder, den Erschossenen die Kleidungsstücke vom Leib zu nehmen und sie unbegraben liegen zu lassen. Sie sind später in Kitunda beerdigt worden.

4. Die letzten Angstwochen unsrer Missionare in Kitunda.

Bange Wochen folgten, jeder Tag konnte den Missionaren Entsetzliches bringen. In den Dörfern der Umgegend trieben sich entlaufene Askari umher, und zwischen Heiden und Askari kam es zu Mord und Totschlag. Die Gottesdienste wurden noch gehalten, aber die Zuhörerschar, die früher 300 Personen betragen hatte (150 Christen und 100—200 Heiden), schmolz zusammen.

Am 7. Dezember überbrachten englische Askari aus Nyamanyele die Nachricht, daß Engländer zu erwarten seien. Daraufhin wurde ein ganzes Lager solcher Hütten in der Nähe der Wohnhäuser eingerichtet; und man staunte nur, daß noch soviel Männer zum Vorschein kamen, als man sie zu dieser Arbeit rief. Die Engländer, die tags darauf eintrafen, waren ein Arzt und ein Polizeileutnant mit Begleitung, die die kranken Deutschen abholen sollten. Sie sahen sich die Stationshäuser an und meinten, die Missionare könnten unbehelligt auf der Station verbleiben. Da aber kam plötzlich die Nachricht, Asmani, jener wilder Geselle, werde morgen früh wieder in Kitunda sein. Und er kam. Und sein Zweck? Auf einem Zettel, den er von einem englischen Offizier erhalten, stand nur: „Bitte sofort nach Malongwe kommen." Also in Begleitung dieses Menschen, der kurz zuvor kaltblütig drei wehrlose

Deutsche niedergeschossen hatte, sollten unsre Brüder mit Frauen und Kindern auf eine 10—12tägige Reise sich begeben! Br. Büttner wandte sich an die Offiziere und erklärte, als diese nichts tun zu können meinten, mit diesem Menschen zögen die Missionare nicht. Schließlich gestatteten die Offiziere den Missionaren, mit ihnen zu reisen. Mit welchem Dank unsre Brüder diese ihre Bereitschaft hörten, läßt sich nicht schildern, es war ihnen eine Errettung von dem sicheren Tode. Sie wären ohne Frage elendiglich umgekommen, wenn sie mit jenem Askari hätten ziehen müssen. Und Träger hätten sie wohl überhaupt nicht bekommen. Wie aber hätte man dann mit Frau und Kindern reisen sollen? Ihre Befürchtungen bestätigte der englische Arzt, als er sich einige Wochen später verabschiedete und zu Schw. Büttner sagte: „Ja, nach Malongwe wären Sie nicht gekommen." Daß alles so zusammentraf, und daß diese englischen Offiziere damals gerade kommen mußten, war eine sichtliche Fügung Gottes und eine augenscheinliche Erhörung von Gebeten. „Diese letzten 4 Wochen in Kitunda waren die schrecklichsten, die wir zu erleben hatten", so berichten die Missionare.

Nun wurde in Eile zur Reise gerüstet. 30 Träger durfte jede Familie mitführen, das war nicht zu viel, denn schon für die Hängematten, die Betten und das Zelt waren ihrer 18 nötig. Daneben aber mußte viel Proviant und Wasser mitgenommen werden, so daß schließlich für die drei Koffer, die Kleider und Wäsche enthielten, nur noch 3 Träger übrig blieben. Ein dankenswerter Umstand, zumal im Blick auf die Kinder, war es, daß überdies 3 Milchkühe mitgeführt werden durften.

5. Ausweisung der Missionsfamilien aus Kitunda. Ihre englische Gefangenschaft.

Montag den 11. Dezember 1916 morgens $^1/_2$ 8 Uhr erschienen die englischen Offiziere auf ihren Rädern vor dem Missionshaus, und die Missionsfamilien hatten zum Aufbruch bereit zu sein. Träger waren zur Stelle. Sie waren tags zuvor von den Askaris eingefangen worden, zum Teil Männer und Jünglinge, die noch nie Trägerdienste geleistet hatten, und sie sollten doch auch Hängematten tragen, die schwerste Aufgabe für einen Träger. Um $^1/_4$ 9 Uhr setzte sich die Karawane in Bewegung. Einzelne Stationsbewohner nahmen am Wege

Abschied, dann verließen die Missionare ihre afrikanische Heimat, und es ging einer ungewissen Zukunft entgegen. — Sie fühlten sich zwar zunächst noch nicht als Gefangene, aber spürten doch, daß die Engländer, die als Gäste recht nett gewesen waren, zurückhaltender wurden.

Gleich der erste Reisetag war schwer. Erst um 6 Uhr abends kam man ins Lager. Die Brüder gingen zu Fuß, Frauen und Kinder wurden getragen. Die Träger ermüdeten aber bald und „wollten nicht mehr". Verschiedene warfen ihre Lasten einfach von sich und verschwanden im Busch. Zum Glück hatten die Missionare ihre Helfer bei sich, die sie freiwillig 14 Tage lang, bis zum Tanganyikasee, begleiteten. Auch leisteten die Askari, meist Christen der englischen Nyaßa-Mission, gute Dienste, sie trieben die Träger an, stellten unterwegs neue ein und halfen bei schwierigen Stellen den Hängematten-Trägern. Auf der ganzen, 17 Tagemärsche langen Reise blieb auch nicht ein Stück des kleinen Besitzes der Missionare liegen, so sorgten diese Askari. Das Abhandenkommen von Sachen begann erst bei den Belgiern im Kongostaat. Todmüde kam am ersten Abend im Lager an, und schon um 5 Uhr ging es tags darauf weiter. Die Engländer wollten so schnell wie möglich auf ihre Stationen zurück. Mit geeigneten Trägern wäre das auch gut gegangen. So aber gab es immer neue Schwierigkeiten. Der Weg führte durch unendliche Waldungen, man traf kein Haus und keinen Menschen. Dazu setzten starke Regengüsse ein. Schwester Oberlein, ohnehin schwach und krank, mußte stückweise marschieren. Da ihre Hängematte riß, wechselten die 2 Schwestern an einem Tage ab. Die Offiziere kamen auf mannigfache Weise entgegen, sorgten auch immer für neue Träger. Sie waren aber auf ihren Rädern weit voraus und merkten so nicht, wie anstrengend jeder Tag für die Reisenden war. Ins Lager schickten sie oft Fleisch, Eier, einmal auch Pfirsiche, die sie von der katholischen Missionsstation Simba erhalten hatten. Im übrigen mußten sich die Missionare selbst verpflegen. Die Engländer hatten ja auch, was sie bei sich führten, z. B. Mehl, Honig, Gemüse, selbst erst in Kitunda bekommen. — In dem bergigen Gelände gab es neue Nöte. Die Träger konnten nur schlecht die steilen Höhen hinauf. Als hier Schwester Oberlein wieder zu marschieren

versuchte, zeigten sich die Folgen. Am 3. Advent gab es wieder einen langen Marsch, von ½6 Uhr früh bis 6 Uhr abends. Die Reisenden durften zwar das Tempo der Wanderung nach Belieben einrichten und ruhen, wann sie wünschten, aber die Anstrengung war, besonders für die Frauen, zu groß. Schwester Oberlein brach im Lager zusammen; und nun zeigte sich der Arzt wieder sehr entgegenkommend. Er ließ die Schwester in einem Liegestuhl vor seinem Zelt ruhen, brachte Tee, Kognak und Arznei und besuchte sie später wiederholt. Von da an wurde es auch besser. Die Märsche wurden kürzer, und der Arzt stellte der kranken Schwester, wenn nötig, Träger zur Verfügung. Auf dem Marsch mußte immer ein schwarzer Sanitäter in der Nähe sein und mit der Kognakflasche bei der Hängematte bleiben. Oft erkundigte sich der Arzt nach dem Befinden. Bei der Ankunft im Lager stand der Tee für die Kranke bereit. Noch einmal gab es dann hohe Berge zu ersteigen, da erhielt sie für ihre Hängematte 10 gute Träger. Kurz der englische Stabsarzt erwies sich als echter Menschenfreund und treusorgender Arzt. Während der ganzen Reise haben unsre Missionare nie wieder einen solchen hilfsbereiten „Feind" getroffen. White war sein Name. Rührend auch nahm er sich der kleinen Ruth an, die an Fieber und Bronchialkatarrh erkrankt war. — Am Weihnachtstage erreichte die Karawane die englische Militärstation Nyamanyele. Der Kommandant begrüßte die Kommenden, fragte nach dem Ergehen und stellte den beiden Missionsfamilien das Arzthaus mit seinen 2 Zimmern zur Verfügung. Der Arzt kampierte in seinem Zelt auf freiem Feld.

6. Die Reise zum Tanganyika-See und der Übergang in belgische Hand.

Am 27. Dezember wurde der Marsch fortgesetzt. Nach zwei Tagen war der Tanganyika-See erreicht und damit die Missionsstation der katholischen Weißen Väter Kirando. Dort verabschiedete sich Herr White, der mit dem Dampfer nach dem Süden fuhr, um zunächst in dem englischen Hospital in Mwaja am Nyaßasee, unsrer früheren Missionsstation, Dienst zu tun. Nach einem achttägigen Aufenthalt bestiegen unsre Reisenden am 5. Januar 1917 einen englischen Dampfer, der sie zur belgischen Militärstation Karema brachte, wo sie durch katholische Schwestern mit Milch, Obst und Fleisch versorgt und

auch durch Backwerk erquickt wurden. Auf der 6 Stunden langen Fahrt nach Karema lernten sie nun auch Engländer kennen, die kalt und verächtlich auf sie herabsahen. — Hier blieben die Gefangenen 3 Wochen. Das gestattete der Kommandant ihrer Gesundheit wegen. Sie wohnten in einer Scheune und mußten sich selbst verpflegen. Ihr Einzug war großartig gewesen. Die Eingebornen waren von den weißen Kindern entzückt, denn trotzdem die kathol. Mission schon über 30 Jahre bestand, hatten sie weiße Kinder noch nicht zu sehen bekommen.

Hier wurden unsre Gefangenen den Belgiern übergeben. Die Engländer wußten scheinbar nichts mit ihnen anzufangen. Der Vertreter des belgischen Kommandanten nahm sie an. Unsre Missionsfamilien waren hinterher nur dankbar, daß sie in belgische Hände kamen, denn sonst säßen sie sicherlich noch heute fern von der deutschen Heimat in Afrika oder Indien hinter Stacheldraht. So aber wurden sie weiter durch den Kongostaat geführt, um, wie wir sehen werden, in Frankreich zu landen.

Leben und Arbeit auf der Hauptstation Sikonge.

1. Vergrößerung der Station.

kf. „In Sikonge konnte nicht viel äußere Arbeit getan werden, sie beschränkte sich auf Reinhaltung der Station und die notwendigsten Ausbesserungen an den Baulichkeiten, an den Dächern der Tischlerei, am Viehkraal und an den Wegen, die durch den Regen stark gelitten hatten.“ Dagegen entwickelten die Eingebornen eine lebhafte Bautätigkeit. Auf dem Wege nach Ipole, auf der Südwestseite des Berges, entstand ein Haus nach dem anderen. Es waren nicht nur Stationsbewohner, die sich neue Heimstätten schufen, sondern auch von auswärts Zuziehende. Es herrschte nämlich eine große Unzufriedenheit der Landesbewohner gegen die einheimische Landesregierung. Der Sultan (Pagama) sollte für ein von der Regierung betriebenes Sägewerk Arbeiter stellen; die Arbeiter aber hatten im Jahr 1916 keine Lust, da sie im Jahr zuvor

(1915) umsonst hatten arbeiten müssen, denn der Sultan und seine Freunde hatten sich die von der Regierung gezahlten Gelder eingesteckt. Darum versteckten sich die Eingebornen jetzt im Busch. Aber auch dorthin schickte der Sultan seine Ratgeber und Sklaven, die die Leute überfielen, in ihre Häuser einbrachen und Männer und Frauen gebunden herbeischafften; dabei hießen sie auch vieles mitgehen, was ihnen nicht gehörte. Die Missionare legten sich ins Mittel, zogen Erkundigungen bei der Regierung ein und teilten den Bescheid den Leuten mit, worauf diese sich zufrieden erklärten; aber die schwarze Majestät hatte es bei ihren Untertanen verschüttet. Auf dem Gebiet der Missionsstation war natürlich jeglicher Menschenfang untersagt, daher fühlten sich die Leute, die sich dort ansiedelten, vor den Übergriffen der einheimischen Landesherren sicher, und das war der Grund, warum ein guter Teil von ihnen um Erlaubnis bat, sich auf dem Missionsland anbauen zu dürfen.

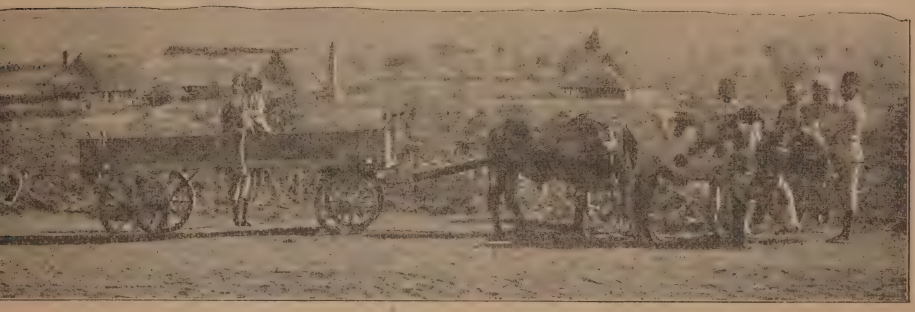
2. Die kirchliche Arbeit.

Die Leitung des Gemeinlebens lag schon seit mehreren Jahren in Händen des Bruders P. Terp. Dieser aber siedelte Anfang Oktober 1915 nach Usoke, später nach Tabora über. So mußte Br. Brauer, der im Juni zuvor aus Rücksicht auf seine Gesundheit vom benachbarten Ipole nach Sikonge gezogen war, die Leitung der Gemeine übernehmen. Keine leichte Aufgabe, denn obgleich er die Station angelegt hatte, war er doch durch sein späteres Wohnen in Ipole mit den Gemeingliedern fast gar nicht bekannt. Auch Br. Seibt, der stellvertretende Präses, der ihn unterstützte, war in der Gemeine noch wenig zu Hause. Br. Brauer wurde Ende Mai oder Anfang Juni 1916 durch seine Gesundheit bewogen, um Abnahme seines Amtes zu bitten. Da nahm Br. Seibt die Leitung ganz in die Hand.

Die Mitgliederzahl hatte nach den letzten Taufen im November 1914 das erste Hundert überschritten. Leider aber hielt das innere Leben der Gemeine mit dem äußeren Wachstum nicht gleichen Schritt; es ließ bald viel zu wünschen übrig. Der Taufbewerber-Unterricht, der früher von über 80 Personen besucht war, mußte längere Zeit ausgesetzt werden, und als man ihn im November 1915 wieder aufnahm,

blieben nach vorgenommener Sichtung nur 8 Personen übrig, die den Unterricht regelmäßig besuchten. Sie sollten Weihnachten 1916 die Taufe empfangen. Zu dieser Zeit aber waren ja unsre Missionare bereits abtransportiert. Den Unterricht für Neue Leute besuchten regelmäßig 15, meist nur Frauen und Burschen, da die Männer auf Arbeit in Tabora waren oder als Träger in Regierungsdiensten standen.

Leider wohnte der Helfer Josefu, der Leiter des Außenpostens Mwivono, 5 Stunden entfernt und konnte daher nur



Die Station Sikonge.
Davor der erste Ochsenwagen unsrer Mission.

alle 14 Tage auf die Station kommen. Man spürte es aber seiner und seiner Kollegen (Matia und Noa) Arbeit ab, daß sie von Einfluß auf ihre Umgebung war. Den tiefsten Eindruck aber machte die ernste Sprache, mit der Gott selbst eines Tages redete. Es war Sonnabend den 26. Februar 1916. Da entlud sich in den Abendstunden ein furchtbares Unwetter über Sikonge. Unaufhörlich zuckten die Blitze, schauerlich heulte der Sturm, wolkenbruchartig ging der Regen, mit Hagel vermischt, nieder. Trotz geschlossener Fenster und Türen standen große Lachen in den Zimmern der Missionshäuser. Das Toben der Elemente war fürchterlich, schauerlich das Prasseln der Wassermassen auf dem Wellblech des Daches. Da — ein Schlag ganz in der Nähe, Rauchwolken stiegen auf, und als Br. Seibt und Brauer an die Unglücksstätte eilten, wurden auch schon 2 Leichen aus dem brennenden Hause herausge-

tragen, die eines Mannes und einer Frau. Die letztere war eine Christin (Amalia), eine ehemalige Sklavin, die als Kind unsern Missionaren in Urambo zur Erziehung übergeben und dann (im Herbst 1915) mit Geschw. Stolz nach Sikonge übergesiedelt und hier getauft worden war. Auf schlechte Wege geraten, wurde sie jetzt jäh aus dem Leben abgerufen, gemeinsam mit einem Manne, der nicht ihr Mann war. Wunderbar, daß nur gerade dieser Raum, in dem die beiden sich befanden, getroffen wurde. Der Nachbarraum, in dem die Familie des Hausbesitzers (Sukari und seine getaufte Frau Tina) sich aufhielt, blieb verschont. Der Eindruck dieses Gottesgerichts war bei Christen und Heiden ein überwältigender. Der folgende Tag war Sonntag. Eingeleitet wurde er durch das Begräbnis der beiden. In der Predigt hatte Br. Seibt eine Zuhörerschaft, so aufmerksam wie noch nie. Mit ganzem Ernst lauschten sie dem Text, der sich von selbst nahelegte: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Anmerklich übrigens war, daß Christen wie Heiden wenig Bereitwilligkeit zeigten, den Leichnam der Christin in die Hand zu nehmen und ins Grab zu legen. Zu anderen Zeiten hatte der Missionar keine Schwierigkeit, für diesen Dienst Leute zu bekommen. Der erschlagene Mann wurde, da er Heide war, seinen heidnischen Verwandten überlassen, diese aber wollten ihn einfach in den Busch werfen. Nur auf Anordnung des Missionars haben sie schließlich ein Grab gemacht. Die Heiden sehen eben solche vom Blitz Getroffene als von höherer, richtender Hand Bestrafte an und scheuen sich daher, sich durch Berührung mit ihnen zu verunreinigen. Nach heidnischer Anschauung stirbt ja überhaupt niemand, ohne daß Zauberei dabei im Spiele ist. So war es für die Heiden ausgemacht, daß auch in diesem Fall mit Zauberei zu rechnen war, und zwar glaubte man, ein Helfer (Matia), der Vaterstelle an der erschlagenen Frau vertrat und ihr Sündenleben nicht geduldet hatte, habe sie nun verzaubert, indem er den Blitzstrahl in dies Haus geleitet hätte; daher wollten sie sich an diesem Helfer rächen und ihn vergiften. Das wurde ihm überbracht und hat ihn lange Zeit beunruhigt.

Zu den schweren und unerfreulichen Ereignissen im Gemeinleben gehörte auch der Austritt einiger Christen aus der Gemeine. Auch der Islam macht in Sikonge, wie auf anderen

Stationen, rege Fortschritte. In der Nähe von Sikonge wohnen ja auch die mohammedanischen Walungwana, die mancherlei Propaganda treiben.

Neben all diesem Schatten aber gab es auch Licht. Jenes Unwetter übte eine heilsame Wirkung aus. Es bildete sich z. B. eine Gebetsvereinigung. Und über einige Christen konnte man sich von Herzen freuen. Da war z. B. Josefu, ein aufrichtiger, treuer, eifriger Christ, der auch andere auf den rechten Weg wies. Er hat die 1914 gegründete Außenstation Mwivono zu einer netten, sauberen Ansiedlung umgewandelt. Ein breiter, von Maulbeersträuchern eingesäumter Weg führt durchs Dorf; zu beiden Seiten stehen Häuser oder waren solche im Bau, schön in Reihe und Glied gestellt, wie auf der Hauptstation. Am Ende des Weges das saubere, einfache Kirchlein, in dem auch eine große Anzahl Schüler, Knaben, Mädchen, Männer und Frauen unterrichtet wurden. Und was einen guten Eindruck machte: Josefu hielt auf Zucht und Ordnung. Einmal beauftragten ihn die Missionare, Lebensmittel aufzukaufen. Eine Menge Leute kamen da in seinem Hof zusammen und brachten die verschiedensten Nahrungsmittel heran. Trotzdem war das Geschäft in verhältnismäßig kurzer Zeit erledigt, und alles ging ruhig und ordentlich zu. Und welche Achtung genoß der Mann! Sie redeten ihn mit Bwana (Herrn) an und grüßten ihn, wie man einen angesehenen Mann grüßt. Er nahm ja auch eine hervorragende Stellung im Volk ein, da er aus königlichem Geschlecht stammte. Dem Missionar war er bei Anlegung einer auf Regierungsanordnung herzustellenden Straße behilflich, deren erste Hälfte Br. Seibt absteckte, während er die zweite Hälfte Josefu überließ, der seine Sache gut machte. Wenn er noch am Leben und nicht fortgeschleppt worden ist, wird er alles tun, um die verlassene Christenschar zusammen zu halten. — Ebenso schätzt Br. Seibt Matia, der jahrelang Br. P. Terps Koch war. Mit Vergnügen hörte ihn der Missionar auf Evangelisationstouren reden. Auch er war ein aufrichtiger, treuer Christ und hat auch andere zum Guten ermahnt. Auch in seinem Hause herrschte Zucht und Ordnung. Zum Helfen war er stets bereit. Mit großer Treue hat er den Frauen der Missionare beigestanden, als die letzteren schon abtransportiert waren. — Ein dritter im Bunde war Noa, der an Daniels

Stelle Ältester wurde. — Und so gab es noch andere treffliche Christen. — Am Gründonnerstag wurde auf Wunsch der Gemeine wieder ein Abendmahl gefeiert. Es sollte sich melden, „wer von Herzen mitzufeiern begehrte und wessen Herz „weiß" (rein) sei." Zwanzig gaben ihre Namen auf.

3. Die Schularbeit

konnte getan werden, bis die Belgier einzogen. Die Leitung hatte ein früherer Schüler der Höheren Schule (Juda) inne, im letzten Jahr von den Schülern der I. Klasse jener Schule unterstützt. Br. Seibt gab natürlich methodische Winke und hielt Lehrproben im Beisein dieser Schulhelfer ab. Leider war die Zahl der Schüler auf 50 zurückgegangen, und Mädchen erschienen schließlich überhaupt nicht mehr. In den allerletzten Wochen gab es so viel Abhaltung, daß der Missionar nur selten noch Aufsicht führen konnte. Aber jener Juda tat gute Arbeit, so daß man beruhigt sein konnte.

4. Die Evangelisationsarbeit und die Außenposten.

Die Predigttätigkeit in der Umgegend konnte bis zum Eintreffen der Belgier ausgeübt werden. Oft aber mußten die Helfer (Matia und Juda) allein ausgehen. Br. Seibt bedauerte das, denn gerade diese Arbeit tat er mit innerster Freude, lernte er doch dabei Land und Leute immer besser kennen. — Außenstationen von Sikonge gab es 2, Kipanga und Mwivono. An ersterem Ort arbeiteten 2 Helfer (Petelo und Abele). Josefu hat später alle 14 Tage dort gepredigt, in der Zwischenzeit manchmal Br. Seibt. Auf der zweiten Außenstation dagegen tat der schon geschilderte Josefu im Verein mit Mesaka sehr gute Arbeit. Es ist ein Jammer, daß der Krieg auch in dieses schöne Gotteswerk mit rauher Hand eingriff.

Kriegshilfsdienst unsrer Missionare in Sikonge.

1. Auch hier Lebensmittel-Aufkauf und Wechselpost.

Auch hier leisteten die Missionare dem Vaterlande gern den Dienst, Lebensmittel für die Etappe aufzukaufen. Leider

nur war die Ernte, mit Ausnahme der Reisernte, infolge der ungünstigen Witterung nicht gut ausgefallen, daher ließ sich 1916 nur die Hälfte der im Vorjahr zusammengebrachten Mengen aufkaufen. Nur etwa 1000 Trägerlasten. Missionar Brauer unterzog sich dieser mühevollen Arbeit. Die Eingebornen würden ihre Vorräte noch freudiger herbeigetragen haben, wenn sie mehr Stoff als Bezahlung erhalten hätten. Aber der Vorrat an Stoffen war recht zusammengeschrumpft, und was es gab, war sehr teuer. Auch war darunter manches für die Leute nicht sehr geeignet, z. B. bunte wollene Kopftücher. Als der Stoffvorrat erschöpft war, mußten die Leute mit Papiergeld vorlieb nehmen, und da es keine Stoffsäcke mehr gab, mußten alle jene 1000 Lasten in Rindensäcken verpackt werden, durch deren Herstellung allerdings die Eingebornen wieder ein gutes Geld verdienten.

Zu der erwähnten Wechselpost mußten in Sikonge 6 Leute Tag und Nacht bereit sein, ankommende Briefe sofort weiter zu befördern. Sie wurden gut bezahlt, aber zur Nachtzeit war es durchaus nicht angenehm, einen solchen Marsch antreten zu müssen, denn besonders in der Richtung auf Ipole zu hausten noch immer Löwen. Gott sei Dank ist nie ein Unglück geschehen. Für den Missionar (Br. Seibt) brachte die Postbeförderung natürlich viel Unruhe mit sich. Nicht selten wurde er in einer Nacht mehrmals geweckt, weil Boten abgefertigt werden mußten; aber was tat man nicht alles fürs Vaterland!

2. Ein Löwe in Sikonge!

Wie leicht hätte jenen Postläufern ein Unglück zustoßen können! Denn auch die nähere Umgebung von Sikonge wurde durch Löwen unsicher gemacht. Solche waren schon in die Viehkraale mehrerer Herdenbesitzer eingedrungen und hatten Rinder geschlagen oder verletzt. Einmal sogar war ein Hirt am hellen lichten Tage von einem dieser Raubtiere verzehrt worden. Und Ende Juli wurde Missionar Seibt, der eben den Postboten abgefertigt und sich wieder zur Ruhe begeben hatte, durch gewaltigen Lärm und Hilferufe geweckt. Bei solchen Hilferufen ahmen die Eingebornen den Schrei der Hyänen nach und nennen das Vúviti. Durch die Fensteröffnung gewahrte der Missionar Feuerschein, der aber nur von Strohfackeln her-

rührte. Der Hirte kam und erzählte in höchster Aufregung, daß sich im Missionsviehkraal ein Löwe aufhalte und schon ein Rind geschlagen habe. Schnell fuhr der Missionar in die Kleider, zündete die Laterne an, warf das Gewehr über die Schulter, und fort gings. Br. Brauer folgte. Sie ließen die Eingebornen neue Strohfackeln machen. Bald entdeckten sie in der Unterstehhalle die geschlagene Kuh. Die anderen Rinder standen dicht aneinander gedrängt und unruhig abseits. Die Missionare umgingen den Kraal, doch ein Loch, durch das das Tier den Eingang in den Kraal gefunden haben könnte, war nicht zu entdecken. Inwendig aber im Kraal war eine Einbruchsstelle leicht gefunden. — Da plötzlich, links hinter dem Kälberhaus, ein Lärmen, ein Sprung gegen den Zaun, ein Grunzen oder Knurren, das Brechen von Zaunbalken, ein zweiter Sprung, und dann wieder Stille! Wie erstarrt standen die Missionare und ihre Begleiter. Das war ja der Löwe, er war noch im Kraal gewesen, hatte sich im Schatten des Kälberstalles versteckt, dann aber, zweimal ansetzend, das Weite gesucht. Nun eilten die Leute herzu und schafften Holzbündel herbei, um ein großes Feuer zu machen und zu wachen. Tags darauf wurde der ganze Kraal mit Dornen umlegt und das Fleisch der geschlagenen Kuh als Belohnung an die Eingebornen verteilt. Nur eine Keule hielt der Missionar zurück; die wurde mit Strychnin vergiftet, in der Hoffnung, der Räuber werde in der nächsten Nacht den gleichen Versuch wagen, hier einzudringen. Und so war es auch. Er machte sich an das vergiftete Fleisch, und am nächsten Morgen fand man den verendeten Räuber mitten im Feld liegen; etwa 300 m vom Kraal entfernt. Ein Vúviti rief nun die Eingebornen herbei. Von allen Seiten strömten sie zusammen. Und wie groß war ihr Erstaunen! Dieser Kopf! Diese Pranken! Es war ein kolossales Tier, ein Mähnenlöwe, wie er im Buch steht. Nun wurde Ruhe. Der Missetäter aber wurde vergraben; nur Kopf und Krallen behielt sich der Missionar.

3. Angeforderte Wege-Arbeit, Räumlichkeiten und Gegenstände.

Im Regierungsdienst wurde ferner eine Strecke von Mwivono, einem Nachbarort, bis zu dem ein Weg bereits führte, nach Südosten zu angelegt. Die Regierung legte auch

Beschlag auf die beiden leerstehenden Häuser der Station (die sog. Villa und die Wohnung des Tischlers Nielsen). Sie wurden als Etappenmagazin und Lazarett eingerichtet. Auch mit Zelten, Reisebettstellen, Sätteln, Wellblech und Vieh konnte die Missionsstation dienen, was zugleich Geld in die Missionskasse brachte.

4. Die Missionsstation als Krankensammelstelle und Etappenstation.

Bis zum Juli 1916 war es in Sikonge recht still gewesen, wenn auch einige Gäste Einkehr gehalten hatten (5 Missionare und 4 andere Herren), von da an aber wurde es lebendig. Erst erschien ein Kapitänleutnant (Kendrik), ein Unteroffizier und ein dritter Herr, die auf ihrem Marsch nach Süden nach Wegen und Plätzen Umschau hielten, die für den Fall eines Rückzuges der Truppen zu Etappenmagazinen sich eignen würden, denn infolge des unaufhaltsamen Vordringens der Engländer vom Viktoriasee und der Belgier vom Tankanyikasee her wurde die Lage der Schutztruppe immer kritischer. Der Kapitänleutnant begrüßte die Missionare mit „Bruder Seibt, Bruder Brauer." Wie kam er dazu? Er wußte von dieser Brüdergemeinanrede, denn er war in Königsfeld erzogen. Ein „Bruder Stolz" war sein Lehrer gewesen, und er fragte, ob unser Ostafrikaner Stolz dessen Sohn sei. (Dieser Herr wurde später erschossen aufgefunden.) Bald darauf kam ein Pflanzer (Herr Hammerstein) und mietete einen Teil eines Wohnhauses (der Villa) als Etappenmagazin. Als Magazinverwalter kam ein Jurist, der das ganze Haus mietete; und nun traf Karawane auf Karawane ein, die Petroleum, Munition, Salz, Werkzeuge und dergl. heranführten, die Vorräte der Magazine von Tabora, die auf diese Weise in Sicherheit gebracht wurden. Später trafen auch die Vorräte des aufgelösten Bezirksamtes Bismarckburg am Tankanyikasee ein. Dann kam Oberleutnant von Falkenhausen mit etwa einer Kompanie. Die Sache wurde offenbar ernst. Frau Missionar Seibt rief ihren Mann, der mit dem Straßenbau beschäftigt war, nach Haus. Er konnte aber erst am nächsten Tag zurück sein. Etwa eine Stunde von Sikonge brachten ihm seine Schüler noch die Botschaft, Igalula, der Wohnsitz der Sultanin Mmeta von Ugunda, brenne! Br. Seibt eilte heran, er konnte kaum noch marschieren, und ein katholischer

Laienbruder, der zu gleicher Zeit eintraf, war nach 10 bis 12stündigem ununterbrochenem Marsch vollends am Zusammenbrechen. Die Abteilung, der er angehörte, war am Morgen von Belgiern überfallen worden und hatte dabei ihren Führer (Leutnant H.) und 2 Mann verloren, die anderen waren geflohen. Missionar Seibt traf seine Frau, als sie gerade im Garten die letzten Apfelsinen vor den Belgiern rettete. In den nächsten Tagen fanden sich noch allerhand Versprengte von der Abteilung des Leutnant H. ein. — In den letzten 14 Tagen hatten die Missionare Seibt und Brauer abwechselnd 4 Tischgäste, die sich hier erholen sollten. — Schließlich kam Herr Hauptmann Wintgens mit seinen Truppen durch, die sich vor den Belgiern zurückzogen. Bei dieser Gelegenheit lernten die Missionare eine Anzahl ihrer Bielefelder Kollegen aus Ruanda kennen (P. Mörchen, Diakon Achtmann, den früher im Herrnhuter Missionsdienst angestellten Handwerker Neumann u. a.) sowie zwei Neukirchner aus Urundi und einen Berliner Missionar, auch den Führer der Wintgensschen Artillerie, einen Herrn Röderer, einen Verwandten der Frau Verbeek in Herrnhut. So pulsierte ein mannigfaches militärisches Leben in dem stillen Orte.

5. Deutsche Besatzung und ein befestigtes Lager in Sikonge.

Die genannte Abteilung Falkenhausen begann sich bald auf dem der Missionsstation gegenüber liegenden Hügel zu verschanzen, wohin nun die Vorräte aus den Magazinen, die auf der Missionsstation eingerichtet waren, übergeführt wurden. Verstärkt wurde diese kleine Truppe durch eine Anzahl flüchtiger Europäer und Eingeborne, die sich nach dem erwähnten Überfall durch die Belgier hierher durchgeschlagen hatten. Die Belgier ließen schließlich noch 3 ½ Wochen auf sich warten. So hatte die Besatzung Zeit, ihre befestigte Stellung auszubauen. — Das Verhältnis zwischen Besatzung und Mission war das denkbar beste. Der Führer war ein Edelmann. Das bezeugten auch alle seinem Befehle unterstellten Europäer. Die Missionare schickten ihm häufig eine besondere Erquickung (einen Kuchen, Obst oder Gemüse), und alles teilte der Kommandant getreulich mit seinen Leuten. Davon waren die Missionare Zeugen, als sie einmal mit einer Kaffee-Einladung beehrt worden waren.

Man zeigte ihnen da das sie sehr interessierende Lager, und der Kommandant unterrichtete sie über die Tagesereignisse.

Diese 3½ Wochen waren eine bewegte Zeit. Der Feind stand in der Nähe, jeden Tag konnte er einrücken. Bis auf 5 Stunden kam er schon an Sikonge heran. Ja, es gab erbitterte Kämpfe, wie bei Usoke und Tabora, so auch halbwegs zwischen Usoke und Sikonge (bei Katunda). Einmal kam auch schon die Nachricht, Tabora sei geräumt, da wurde im Sikonge-Lager alles für einen raschen Abzug vorbereitet. Vor allem wurden die Lebensmittel schleunigst weitergeschafft. Was laufen konnte, mußte zum Trägerdienst antreten, Männer und Frauen. Doch die Nachricht erwies sich als noch unbegründet. Am 18. September aber, als die gleiche Botschaft kam, beruhte sie auf Wahrheit. Da zogen sich die in und um Tabora stehenden Truppen des Generals Wahle nach Südosten zurück.

6. Rückzug der deutschen Truppen aus Sikonge.

General Wahle erstrebte die Vereinigung mit der Abteilung des Höchstkommandierenden, General von Lettow-Vorbeck. Ein Teil benutzte den Schienenweg, soweit dies noch möglich war, der andere unter Hauptmann Wintgens kam über Sikonge, wo er am 21. September eintraf (3 Kompagnien mit Artillerie, ein 7,5 cm Geschütz und einige Maschinengewehre). Ein langer Zug war es, der sich den Berg hinabwälzte. Truppen und Träger lagerten sich teils am Bergeshang hinter den Missionshäusern, teils in Gärten und auf Feldern. Ein buntbewegtes Bild. Hauptmann Wintgens und andere kamen die Missionare grüßen. Sie waren enttäuscht, daß sie nicht alle Magazine noch voll Lebensmittel fanden. Für die Reittiere konnte der Missionar aus seinen Vorräten Futter verkaufen und manches andere liefern.

Die Artillerie unter Röderer rückte am 22. ab, das Geschütz wurde von 7 Paar Ochsen gezogen. Die Fuhrleute waren Buren. Am nächsten Morgen folgte die Abteilung Wintgens nach. Noch am Vormittag kam die deutsche Nachhut unter einem Oberstleutnant (Hübner) und lagerte auch in Sikonge. Sie hatten mehrere Wochen 4—5 Stunden von Sikonge entfernt an der Strecke von Tabora nach Bismarckburg Lager bezogen. Einen Tag später, an einem Sonntag, marschierte dieser Truppenteil mit dem größeren Teil der Abteilung Falken-

hausen Wintgens nach, während von Falkenhausen selbst mit wenigen Auserlesenen über Ipole auf Kitunda zu zog, um eine Seitendeckung herzustellen. Die ersteren Kolonnen zogen über Mwivono und Lindyati an Kitunda vorüber.

Sikonge in belgischer Hand. Ausweisung der Missionare.

1. Die Besetzung Sikonges durch die Belgier. Angstvolle Stunden für die Missionare.

Am selben Tag, an dessen Morgen die deutsche Hauptbesatzung die Missionsstation verlassen hatte, zogen die Belgier ein. Wie ging es dabei zu? Die Missionare hatten sofort nach dem Abzug der Deutschen die weiße Flagge gehißt, zum Zeichen, daß keine Truppenmacht mehr am Orte war. Nur im Lazarett, das in der sog. Villa und in der Wohnung des Missionsarbeiters Nielsen aufgeschlagen war und unter Herrn Hammersteins Leitung stand, waren etwa 20 Leute zurückgeblieben, die den weiteren Strapazen nicht mehr gewachsen waren. Überdies waren 4 Herren schon seit längerer Zeit Gäste der Missionare.

Ein großer Teil der Einwohner von Sikonge hatte die deutschen Truppen als Träger begleitet, denn natürlich war der Hauptinhalt der Magazine mit nach Süden geführt worden. Immerhin war auch noch allerhand zurückgeblieben: Petroleum, Gerätschaften, Bettstellen, Matratzen, Zelte, auch einige Munition, die sofort vernichtet wurde, während die hauptsächlichsten anderen Gegenstände durch Herrn Hammerstein von dem befestigten Hügel auf die Missionsstation gebracht wurden. Allerhand Kleinigkeiten sollte ein Herr Büttner zusammensuchen und auch dahin bringen. Dazu wurden noch einige Träger gebraucht, die der Missionar zusammenrief. Er war gerade im Begriff, sie Herrn Büttner anzubieten, als ihm gemeldet wurde, daß soeben (um 3 Uhr) eine deutsche Patrouille durchgekommen sei, die mitgeteilt hätte, sie hätten oben im Lager einen Europäer gesehen, dessen Nationalität sie nicht kennten. Herr Büttner ging mit den Leuten zum Lager, und Missionar Seibt mit seinen zwei Gästen (Stern und Schelkberg) in seine Wohnung. Da —

auf halber Bergeshöhe — kommen der Büttnerschen Kolonne belgische Askari entgegen! Sie gebieten Halt. Statt sofort zu gehorchen, geht Büttner auf einen los und faßt dessen Gewehr. Die Folge aber ist, daß der Schwarze ihn sofort niederschießt! Daraufhin suchten Büttners Leute das Weite und meldeten nun auch dem Missionar angstvoll „adui, adui", d. h. Der Feind! Daraufhin lief Missionar Seibt schnell zu seinem Kollegen Brauer, um es diesem mitzuteilen. Die deutsche Patrouille traf er da beim Kaffee sitzend. Nun galt es, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen. „Ich ging", so erzählt er, „nach Haus, und als wir auf den befestigten Hügel blickten, sahen wir, wie der Feind ausschwärmend die Höhe herabkam. Und bald werden wir aufs Unliebsamste überrascht durch belgische Askari, die etwa 100 m von unserm Haus, wie aus der Erde gewachsen, auftauchen. Sie boten in ihren schmutzigen, verwaschenen blauen oder lila Anzügen mit den kurzen Beinkleidern, die noch nicht einmal Kniehosen darstellten, einen häßlichen Anblick. Wir beiden Missionare gingen ihnen entgegen und fragten auf Suaheli nach ihrem Begehr. Die Gegenfrage war: „adui wapi?" Zu deutsch: Wo ist der Feind? Daß sie die deutsche Patrouille meinen könnten, daran dachte ich nicht. Ich dachte nur an die deutschen Truppen, die abgezogen waren, und machte von deren Abmarsch Mitteilung. Aber immer wieder hieß es: „Wo ist der Feind?" Und dabei ließen sie die Augen nach allen Seiten spähend umherschweifen. Unheimlich war es, dieses suchende Vorwärtsschleichen, das Gewehr beständig schußbereit in der Hand und zwischen den Fingern die Patronen! Unvergeßlich bleibt mir die Riesengestalt eines Bastard, unheimlich sein Blick, schreckenerregend sein Gesicht. „Stehen bleiben!" donnerte er uns an und drohte, uns im Fall der Weigerung zu erschießen. Natürlich standen wir, suchten ihm aber klar zu machen, daß wir keine Feinde, sondern Missionare seien. Das wollte er nicht glauben, wohl weil wir keine Kutten trugen. (Ein Belgier kennt wohl kaum viel andere Missionare als katholische.) Dann wiesen wir auf die weiße Flagge hin, aber auch das wollte er nicht verstehen. Dann befahl er uns, uns in den Schmutz zu setzen; das aber taten wir nicht. Weiter fragte er nach dem führenden Europäer. Es war eine äußerst ungemütliche Situation und am

unheimlichsten sein Spiel mit den Kugeln! Rettung kam uns durch unsre beiden Kaffeegäste, die Herrn Hammerstein suchten. Mit diesen gingen wir zur „Villa“ und fanden Herrn Hammerstein dort im Lazarett und bei ihm den Kommandeur der belgischen Abteilung (Unterleutnant Vendersmann). Herr Hammerstein war mit Aufstellung einer Liste der Lazarettinsassen beschäftigt. Wir stellten uns vor, und Herr Hammerstein gab die nötige Erklärung. Der Belgier war sehr höflich und forderte uns zum Sitzen auf. Unsre beiden Begleiter fragten, ob der erschossene Herr Büttner begraben werden könne. Es wurde gestattet, ihn auf unserm Friedhof zu beerdigen. Wir baten daher, die nötigen Vorkehrungen treffen zu dürfen. Es wurde erlaubt und auch mitgeteilt, daß wir uns frei bewegen könnten bis zum Sonnenuntergang; dann hätten wir im Haus zu bleiben. Wir gingen; von einem Schwarzen, der irgend einen Dienstgrad hatte, begleitet.

Unterdessen hatten auch unsre Frauen viel Angst ausgestanden. Die Askari hatten unsre Kinderfrau Emma mitgenommen. Sie hatte sich geweigert, mitzugehen, aber der Schwarze hatte ihr das Gewehr auf die Brust gesetzt und sie so gezwungen. Der Missionar sprach darüber mit einem Schwarzen, einem entsetzlich böse blickenden kleinen Kerl, und dieser empfand wohl ein menschliches Rühren, fragte nach ihrem Namen und versprach, sie wiederzubringen. Und wirklich, es dauerte nicht lang, so war sie wieder da. — Angstvolle Augenblicke hatte auch Frau Missionar Brauer durchzumachen, als sie aus Br. Seibts Wohnung in die ihre hinüberzugehen beabsichtigte und ein Askari auf sie schießen wollte!

2. **Das Begräbnis des Deutschen. Abmarsch der Belgier.**

Missionar Brauer ging mit einigen Männern das Grab graben. Noch ehe sie damit fertig geworden waren, verjagte sie ein Askari. Als Termin für die Beerdigung wurde der nächste Morgen mit den Belgiern vereinbart. Der Tote, nur noch mit Beinkleid und Jacke bekleidet (alles andere war ihm geraubt worden), wurde in ein leerstehendes Haus gebracht. Die Nacht verlief ziemlich ruhig. Überall im Missionshaus nächtigten Menschen, Zuflucht suchende Stationsbewohner, auf der Veranda, im Baderaum, in der Küche. Wie die Heringe lagen sie! Mit eigenen Gefühlen legte sich endlich auch der

Missionar auf sein Lager. Wer hätte am Morgen beim Abzug der Deutschen gedacht, daß am Abend der Feind im Ort sein würde! Und doch dankte die Missionsfamilie Gott von ganzem Herzen, daß sie noch am Leben war. Dieser denkwürdige Tag war ein Sonntag, der 24. September 1916. — In der Frühe des nächsten Morgens fand das Begräbnis statt. Die Glocke durfte geläutet werden. Der belgische Unterleutnant (Vendersmann) erschien mit 8 Mann als Ehrengeleit. Am Grabe wurde die Begräbnisliturgie der Brüdergemeine gebetet. Beim Einsenken der Leiche, bei ihrer Einsegnung, beim Nachwerfen der Erde und beim feierlichen Salutieren des Unterleutnants am Schluß der Feier präsentierten die Askari das Gewehr. Ehrensalven kennt man in Belgien nicht.

„Nach der Beerdigung", so erzählt Br. Seibt, „teilte uns der Belgier mit, daß wir auf der Station verbleiben dürften. Er wolle mit den Kriegsgefangenen am Nachmittag abmarschieren, wenn er genügend Träger fände. Er bat, ihm solche zu verschaffen. Dann fragte er uns nach vorhandenen Gewehren und Munition und ob uns Gegenstände zur Aufbewahrung übergeben worden seien. Dies war der Fall. Bei einer Tasse Kaffee unterhielten wir uns noch ganz gemütlich über dies und das. Er erzählte, wie er nach Afrika gekommen und wie es ihm bisher ergangen sei. Der Krieg bedeute für ihn Sport. Kaffee hatte er schon lange nicht mehr getrunken; wir boten ihm für die Reise noch welchen an, er nahm ihn gern und überreichte dafür meiner Frau eine Büchse mit europäischem weißem Zucker, für uns eine Delikatesse. Die nötigen Träger fanden sich, und so marschierten die Belgier um 2 Uhr ab. Jeder Deutsche, der mitmußte, konnte soviel Träger mitnehmen, als er wollte. Einer, der nicht gehen konnte, wurde in einer der von uns geforderten Hängematten getragen. Es wurde uns versprochen, diese sowie die Leute von Tabora zurückzuschicken. Ein Schwarzwasser-Kranker wurde unsrer Pflege anvertraut, wir nahmen ihn in unser Haus." — „Eine kleine Abteilung Askari blieb zurück, um alle Beute zusammen zu suchen und Träger zu rufen. Am nächsten Morgen sollten auch sie abmarschieren. Wir kamen mit mehreren ins Gespräch. Die Mehrzahl war Christen. Aber wie müssen sie unter den Eingebornen gehaust haben! Was alles ließen sie mitgehen!

Wie schrecklich spielten sie den armen Schwarzen mit, und wie sah es auf der Station aus! Am Tage darauf, einem Dienstag, hatten mehrere Leute vollauf zu tun, Ordnung zu schaffen und alles rein zu machen."

3. Eine neue belgische Kolonne in Sikonge.

„Als wir wieder allein waren, atmeten wir auf. Aber schon am Nachmittag ein neues Bild! Gegen 4 Uhr entdeckte ich auf dem Tabora-Weg große Staubwolken und eine lange schwarze Schlange, die sich den Berg herabwand; es waren wieder Feinde! Bald kam ein Europäer mit belgischen Askaris." Br. Seibt ging dem Führer (Herrn Kewers) entgegen und stellte sich vor. Er fragte nach Wasser für die Leute des Herrn Majors. Dieser möchte nicht, daß seine Askari in die Häuser eindrängen. Die Stationsbewohner mußten nun mit allen Gefäßen, die zur Hand waren, Wasser holen. Bald kam der Major selbst hoch zu Roß, an der Spitze seines Bataillons. „Wir gingen ihm entgegen", schreibt Br. Seibt, „er blickte nicht sehr freundlich drein, obgleich er als netter Herr gerühmt worden war, und ließ uns sofort sagen, daß wir nach Tabora kommen sollten. Unsre Frauen dürften hier zurückbleiben; ihretwegen könnten wir ruhig sein, denn er bliebe auch da und würde sie in jeder Weise schützen, sie müßten aber auch einen Revers unterschreiben. Ein Oberleutnant (Guillaume) wurde beauftragt, unser aller Personalien aufzunehmen und die Häuser zu besichtigen. Auch alle Dienstboten und Arbeiter verlangte er zu sehen. Er meinte, unsre Reise nach Tabora sei nur eine Formsache, wir würden dem General vorgestellt werden, hätten einen Revers zu unterzeichnen und könnten dann wieder nach Haus gehen. Selbst den Zeitpunkt der Reise dürften wir wählen. Hier könnten wir uns frei bewegen, dürften nur nach Sonnenuntergang das Haus nicht mehr verlassen. Dann ging er an die Besichtigung der Gebäude, erkundigte sich nach den Vorräten im Magazin und fragte nach dem Inhalt der mancherlei Kisten. Das Hab und Gut der Brüder Nielsen und Geiger, unsrer beiden Missionsarbeiter, die Kriegsdienst taten, wurde beschlagnahmt, das des ersteren der Hauptsache nach aber bald wieder frei gegeben. Peinlich war, daß sich unter Br. Geigers Sachen Jagdmunition fand, doch lag darin nichts Unrechtes. Dieser Schießbedarf wurde bald vernichtet. — Wir waren gerade

fertig, da schickte meine Frau einen meiner Boys mit der Meldung, die Askari seien in den Baderaum eingedrungen und schleppten Trinkgefäße, Gerätschaften und Feuerholz weg. Herr Kewers schaffte Ruhe und stellte eine Wache vor unser Haus, die Übergriffe verhindern sollte. Unsre Hühner aber vor den fleischlüsternen Askari zu schützen, stand doch nicht in seiner Macht. Sie griffen sie und bissen ihnen kurzerhand die Gurgel durch! Dem Jungen, der das Hühnerhaus schließen wollte, wäre es fast schlecht ergangen, er mußte Reißaus nehmen. Herr Kewers, der den Dolmetsch abgab, riet uns, an den Obersten (Müller) ein Gesuch zu richten, damit wir Missionare auf der Station bleiben dürften. Ich tat es, Kewers brachte es selbst zum Major, und dieser soll versprochen haben, es zu befürworten. Dann mußten die Missionarsfrauen folgenden Revers unterschreiben: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen, daß ich weder schriftlich, noch mündlich mit den deutschen Truppen und der deutschen Regierung verkehren will, will auch nichts gegen die belgische Regierung oder die belgischen Truppen unternehmen." — Für die Nacht hatten wir die Eingebornen des Dorfes wieder da. Sie fürchteten sich, in ihre Häuser zu gehen, in denen es sich doch noch die Askari bequem gemacht und genommen hatten, was zu nehmen war."

4. Die Missionare verlassen Sikonge. (28. September 1916.)

Der folgende Tag, ein Mittwoch, war Ruhetag. Die Missionare machten sich zum Abmarsch bereit. Da erschien Herr Kewers: „Sie reisen morgen früh mit uns. Wir gehen nach Tabora zurück, unsre Arbeit ist getan." „Offenbar schlossen die Belgier aus unsern Angaben, die wir auf Befragen hatten machen müssen, daß unsre Landsleute schon zu weit weg seien, als daß sie sie noch einholen könnten. Vielleicht auch haben Angaben von drei Deutschen, die an diesem Tag hierher zurückkehrten und sich den Belgiern auslieferten, das ihre dazu getan. Aber wenn die Belgier in dem Tempo südwärts weiter marschiert wären, in dem sie von Tabora gekommen waren, hätten sie die deutschen Truppen leicht einholen können." — Der Tag verlief unter viel Unruhe und Arbeit. Herr Kewers wollte Obst haben, so mußte ihm Br. Seibt den Garten zeigen. Datteln wollte er noch nie gegessen haben. Den Zugang zum

Gemüse versuchte ein Posten dem Missionar zu wehren. Aber Herr Kewers half. Im Gemüse war schon geräubert worden.

Ein angstvoller Augenblick war es auch, als Br. Seibt auf dem Rückweg sah, daß sich die Belgier am Ziegelofen zu schaffen machten. In diesen hatten nämlich 4 Wochen zuvor 2 Deutsche Akten und Geld des Bezirks Bismarckburg in Sicherheit gebracht. Es war mitten in der Nacht gewesen, und sicherlich hatte es niemand gesehen, aber als Hauptmann Wintgens' Truppen hier lagerten, hatte man Geld gebraucht und es am hellen lichten Tag herausgenommen. Die anderen Dinge hatte man wieder hineingetan. Das alles hatten offenbar einige Schwarze beobachtet und jetzt verraten. Zum Glück entstanden keine Weiterungen aus der Sache.

Die Belgier verlangten noch allerlei: Hängematten, Reis, Mais, eine Bettstelle usw., kostenlos. Für die Bettstelle gaben sie einen Requisitionsschein, für Reis und Mais zunächst nichts. Die Hängematte versprachen sie zurückzugeben. Dann wurden Träger gerufen, die die Missionare nach Tabora begleiten sollten, und das Nötige für die Reise vorbereitet. Nun kam die letzte Nacht der Missionare in Sikonge! Ruhe brachte sie nicht. Wie viel war noch in Ordnung zu bringen! Rechnungen galt es abzuschließen, manches zusammen zu packen und für die Frauen zu sorgen; auch verlangte der Patient noch seine Pflege. Beim ersten Morgengrauen waren die Missionare wieder an der Arbeit. Die Lasten sollten noch verteilt werden. Dabei stellte sich heraus, daß die Askari einige Träger für sich gewonnen hatten; so blieb den Missionaren nichts übrig, als ihre Schüler mitzunehmen. Endlich um 7 Uhr hieß es: Abmarsch! Ein bewegter Abschied von der Familie, und fort ging es! Ein schweres Scheiden, und dabei ahnten die Missionare noch nicht, daß sie nicht würden zurückkehren dürfen. Das wars, was sie Donnerstag den 28. September 1916 durchzumachen hatten!

5. Die Frauen allein auf der Station. Ihre Wegführung 13. Okt. 1916.

Die Missionarsfrauen blieben mit ihren Kindern allein zurück. Auf die Frage ihrer Gatten, ob die Frauen schutzlos sein würden, kam nur die Gegenfrage, ob die Missionare ihre Eingebornen fürchteten. Das verneinten sie, meinten aber, sie hätten bei ihrer Frage an die Askari gedacht. „O", hieß es,

„die gehen alle mit!“ Ach aber, was haben die Frauen noch für Angst ausgestanden vor den vielen umherschweifenden Askaris! Was haben sie nicht alles geben müssen, um die Schwarzen nur immer wieder los zu werden. Sie verlangten fast zu jeder möglichen und unmöglichen Zeit Einlaß in das Zimmer, forderten Stoffe, Gerätschaften und Schuhe. Einer wurde besonders dreist. Frau Seibt mußte einmal ihre Schuhe von den Füßen ziehen, weil ein solcher Kerl durchaus darauf bestand, sie zu bekommen. Und dann warf er sie, als sie ihm nicht paßten, der Frau wieder vor die Füße. Die Schwarzen suchten die Häuser bis auf die Böden hinauf ab, überall spähten sie nach versteckten Weibern. Kurz, die Missionarsfrauen, die übrigens in die Wohnung der Geschw. Seibt zusammengezogen waren, haben entsetzliche Stunden verlebt. Die Missionare hörten davon, vor allem durch ihren Kollegen Br. Blohm, der im letzten Lager vor Tabora zu ihnen stieß. Sofort machten sie dem Major Mitteilung. Dieser versprach Abhilfe. Zum Schutz der Frauen wurde ein Belgier vom benachbarten Ipole nach Sikonge herübergeschickt. — Eines Sonntags wurde den Missionarsfrauen mitgeteilt, daß auch sie nach Tabora übersiedeln müßten. Auf Anraten jenes Belgiers setzten sie ein Gesuch an den General auf und baten, auf der Station bleiben zu dürfen. Sie wurden aber abschlägig beschieden. Da sie nicht genügend Träger fanden, konnten sie viele Dinge nicht mitnehmen. So mußten z. B. auch sämtliche Geschäftsbücher auf der Station zurückbleiben. Am 13. Oktober 1916 schlug auch für sie die Abschiedsstunde.

Nun waren die Belgier Allein-Herren in Sikonge. Was wird aus der Station geworden sein, was aus den verlassenen Christen? Gott weiß es. Er hat es zugelassen, daß die Missionare aus ihrer Arbeit herausgerissen wurden. Ihm sei die Zukunft befohlen.

Das Letzte, was Missionar Seibt von Sikonge gehört hat, stammt von dem Breklumer Missionar Bock. Darnach sei unser Missionar Gaarde von Tabora, kurz ehe die Stadt Tabora in die Hände der Engländer überging, nach Sikonge geschickt worden; und jener Belgier, der zur Bewachung dort angestellt worden war, habe ihm die Station in gutem Zustand übergeben.

6. Der Marsch der Missionare nach Tabora und ihre Internierung dort.

Die Missionare marschierten von Sikonge nach Tabora in Begleitung der Truppe 4 Tage. Immer nach einer Stunde Marsch wurde $^1/_4$ Stunde geruht, nur früh gab es $^1/_2$ Stunde Pause, in der gefrühstückt werden konnte. Jeden Tag führte eine andere Kompagnie die Aufsicht über die Missionare. Im Lager wiesen ihnen die jeweiligen Offiziere die Stelle, wo ihr Zelt stehen sollte, ordneten den Bau einer Hütte an, in der sie Unterkunft finden konnten, usw. Für ihre Verpflegung mußten sie selbst sorgen. Auch ihre Träger bekamen von den Belgiern nichts. Es gar gut, daß sie für alle Fälle eine Traglast Reis mitgenommen hatten. Nur im letzten Lager vor Tabora gab es Fleisch. Im zweitletzten Lager (in Pangale) säuberte der Major seinen Troß von mitgeschleppten Weibern und Männern, meist Sikonge-Leuten, wohl 70—80 Personen. Missionar Seibt half beim Notieren der Namen. Unter den Frauen waren eine Anzahl Christinnen. Im Anschluß daran erklärte der Major noch einmal feierlich, er glaube sicher, daß die Missionare bald wieder in Freiheit gesetzt werden würden, er wolle persönlich beim General Fürsprache für sie einlegen, denn er habe gesehen, daß sie den Belgiern keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legten. — Der in Sikonge requirierte Reis und Mais wurde bezahlt, ebenso die gestohlenen Hühner.

In Bulumwa (4 Stunden von Tabora) holten die Missionare Kootz und Blohm die Karawane ein, in der sich die Brüder Seibt und Brauer befanden. Aber am nächsten Morgen marschierten sie wieder getrennt weiter bis kurz vor Tabora. Beim letzten Hügel schwenkten die Truppen ab, da sie nicht in die Stadt hinein durften. Der Major und sein Adjutant führten die Missionare und die anderen Deutschen zusammen in die Stadt, und zwar überall da vorbei, wo eine belgische Fahne wehte, bis sie endlich im Militärgefangenenlager angelangt waren. Von den Belgiern, die sie von Sikonge dorthin begleitet hatten, waren sie sehr höflich und anständig behandelt worden; jetzt wurde das anders. Der Lager-Kommandant (Kapitän Gendarme) nahm den Missionaren die Spazierstöcke und warf sie weg. Dann riß er ihnen die Trinkflaschen fort und schleuderte sie auf die Veranda, nachdem er

sich die beste selbst umgehangen hatte. „Angefahren" hat er sie, als wenn sie die schlimmsten Verbrecher wären. Allmählich beruhigte er sich. Die Kriegsgefangenen kamen dann ins Kriegslager, die anderen Deutschen, 5 an der Zahl, mußten ihr Gepäck sortieren und wurden auf die Boma (Festung) hinaufgeführt und dort interniert. Dort trafen sie 50 Leidensgenossen, darunter die Herrnhuter Missionare Gaarde, Spellig und Terp. Von ihrem Gepäck bekamen sie nicht alles. Bettstelle, Lampen und Waschgeschirr fehlten. Und schlecht erging es ihren Trägern und Dienern. Die wurden, wie sie selbst später erzählten, von den Askari erst ordentlich durchgeprügelt und ihrer Kleider beraubt. In dieser Festung saßen die Missionare Seibt und Brauer vom 1. Oktober 1916 bis 4. Januar 1917. Tags darauf hatten dann auch sie die Reise durch den Kongostaat anzutreten.

Kriegshilfsdienst unsrer Missionare in Tabora.

Auch aus unsrer Gemeine in Tabora waren die Männer zum Kriegsdienst eingezogen. Die Gottesdienste waren daher schwach besucht; einige Taufbewerber konnten noch regelmäßig unterrichtet und die Heidenpredigt fortgesetzt werden, die Schule aber mußte Ende 1916 wegen Mangel an Beleuchtungsmaterial geschlossen und die Straßenpredigt am Sonntagnachmittag kurz vor Missionar Terps Eintreffen eingestellt werden. Br. P. Terp nämlich wurde nach Tabora versetzt, weil der dortige Stationsmissionar Gaarde wegen seines ganz besonderen Geschickes in der zahnärztlichen Technik von der Regierung und später vom Etappenkommando als Zahnarzt herangezogen wurde und diese Tätigkeit sich allmählich immer weiter ausdehnte, so daß er oft wochenlang auf Reisen war, die ihn bis nach Morogoro im Osten und nach Muanza im Norden führten. — Auch Br. P. Terp fand mannigfache Gelegenheit, Kriegshilfsdienst zu tun, schon durch die vielfache Vermittelung zwischen Regierung und Mission, ferner durch die regierungsseitig gewünschte kirchliche Bedienung der Deutschen, die vor allem aus dem Norden Zuflucht suchend in die Stadt geeilt waren. In diesem Dienst wurde Br. Terp später durch Mis-

sionar Kootz abgelöst, der anfangs mit den anderen Missionaren auf der Festung interniert war, dann aber zu seiner schwer kranken Gattin in unser Missionshaus in der Stadt übersiedeln durfte, wo auch noch Schwester Gaarde wohnte. — Große Befriedigung fand Br. Terp endlich in dem Besuch der drei Lazarette, die in Tabora eingerichtet waren. Dankbar nahmen die verwundeten und kranken Krieger die sorgfältige Pflege, die man ihnen angedeihen ließ, wie den Zuspruch des Missionars entgegen.

Die Besetzung Taboras und die Gefangennahme unsrer dortigen Missionare.

Im August 1916 mußten sich die deutschen Truppen vor dem stark überlegenen Feind, den Belgiern, die immer näher an die Stadt Tabora heranrückten, zurückziehen. Ein belgischer Funkspruch, der an die Adresse der Engländer gerichtet war und den die Deutschen auffingen, besagte, die belgischen Truppen gedächten am 1. September ihren Einzug in Tabora zu halten. Diese Rechnung aber hatten sie ohne den Wirt gemacht, ohne den schneidigen deutschen Hauptmann Wintgens, dem es gelang, den Feind sowohl bei Usoke, unsrer westlich von Tabora an der Bahn gelegenen Missionsstation, wie auch später bei Tabora empfindliche Verluste beizubringen, wodurch der belgische Vormarsch volle 3 Wochen aufgehalten wurde. Inzwischen aber hatten die Belgier ihre Geschütze auf den Höhen von Tabora auffahren lassen und forderten nun die Übergabe der Stadt, widrigenfalls sie schonungslos das Feuer auf Tabora eröffnen würden. In Rücksicht auf die Scharen von Frauen und Kindern, die als Flüchtlinge in den Mauern Taboras weilten, wie auch im Blick auf die zahlreichen Verwundeten und Kranken in den Lazaretten, beschloß die deutsche Heeresverwaltung die freiwillige Räumung der Stadt. Der Abzug der deutschen Besatzung erfolgte in der Nacht zum 19. September. Schon am darauffolgenden Morgen wehte die belgische Flagge über der Stadt, und gegen Mittag marschierten die ersten belgischen Truppen ein.

Dieser Einmarsch, der in geschlossenen Regimentern erfolgte, war für unsre Missionare, die an deutsche Zucht und Ordnung gewöhnt waren, eine Beruhigung, und schon lebten sie der Meinung, die mancherlei Gerüchte von belgischen Grausamkeiten seien übertrieben. Aber nur zu bald sollten sie durch den Augenschein eines anderen belehrt werden. „Kaum war die Nacht hereingebrochen (so berichtet Br. P. Terp), da löste sich die belgische Kolonne auf, und mit wildem Geschrei stürzten sich die Horden plündernd und mordend auf die unglücklichen Bewohner der Stadt; Suaheli, Araber und Inder, niemand wurde verschont. Wer sich zur Wehr setzte, wurde kurzerhand niedergeschossen. Schüsse fielen bis in die späte Nacht hinein; Brände loderten in allen Richtungen auf, ein Glück nur, daß Windstille herrschte, sonst wäre wohl die ganze, fast nur aus Strohdachhäusern bestehende Stadt ein Raub der Flammen geworden. Welch trostlosen Anblick bot sie am folgenden Morgen dar! Zitternd und weinend hockten die verängsteten Leute vor ihren leeren Häusern, bis auf den letzten Bissen ihrer Habe beraubt. Scharenweis flüchteten Weiber und Kinder auf unser Missionsgrundstück, um dort Schutz und Hilfe zu suchen. — Die nächsten Tage waren nicht weniger aufregend. Wir mußten Augenzeuge sein, wie auch das Land um Tabora her systematisch ausgeraubt wurde. Zwei volle Tage dauerte der Durchzug der Rinder, Schafe und Ziegen, die der Feind wegführte und bei unsrer Missionsniederlassung vorbeitrieb. Noch trauriger war der Anblick der armen abgehetzten Landbewohner. Wer sich nicht beizeiten hatte flüchten können, wurde erbarmungslos mitgeschleppt, um als Träger der geraubten Kleider und Lebensmittel zu dienen. Auch die Frauen und erwachsenen Töchter dieser Träger mußten mitwandern. Stumpfsinnig ließen sie sich treiben, der ungewissen, trostlosen Zukunft entgegen."

Die Gefangennahme unsrer Missionare in Tabora.

Am Tage der Besetzung der Stadt durch den Feind erhielten die Europäer Befehl, sich auf der Festung (der Boma) im Regierungsgebäude und bei der Militärbehörde zu melden. Da unsre Missionare mit ihrer sofortigen Gefangennahme rechneten, ging Br. P. Terp zum Polizeikommandanten, um für unsre Mission Schutz zu erbitten, zumal nach Internierung der

Brüder (P. Terp und Gaarde) Schwester Gaarde mit ihren 3 Kindern, von denen zwei schwer krank darniederlagen, allein zurückbleiben mußte. Die Antwort, die ihm wurde, war die höhnische Frage, ob er denn nicht wisse, wie die Deutschen in Belgien Frauen und Kinder behandelt hätten? Zum Glück aber durften unsre Brüder von der Boma noch einmal nach Hause gehen. Die folgende Nacht war ruhiger. Was wäre auch noch viel zu rauben gewesen?

Eine Woche äußerster Spannung folgte; alles wartete der Dinge, die da kommen sollten, ging doch das Gerücht, daß die Besetzung der Stadt durch die Belgier nur eine militärische Operation gewesen sei, daß die Verwaltung der Stadt dagegen in die Hände der Engländer übergehen würde, die mittlerweile ebenfalls Einzug gehalten hatten. Den Missionaren erschien dies als ein Hoffnungsstrahl im Blick auf die Zukunft. Von den Engländern glaubten sie ja doch Erlaubnis zu erhalten, ihre Missionstätigkeit ungehindert fortsetzen zu können. Es zeigte sich aber, daß die Belgier nicht gesonnen waren, diesen wichtigen Posten so leichten Kaufes wieder aus der Hand zu geben. Die Engländer mußten daher zunächst wieder abziehen.

Wieder eine Woche später, am 27. September, gab dann der belgische Kommandant durch Anschlag bekannt, daß sich alle deutschen, österreichischen und türkischen Untertanen binnen 24 Stunden auf der Festung zu melden hätten; wer sich nicht stellte, würde mit Waffengewalt herangeholt werden. Pünktlich zur festgesetzten Zeit standen die etwa 50 Mann, um die es sich handelte, im Hofe der Festung. Ihre Namen wurden in Listen eingetragen, dann schlossen sich die Festungstüren hinter ihnen; sie waren Gefangene. Die Missionare hatten zwar versucht, gegen ihre Festnehmung zu protestieren, erhielten aber die Antwort: „Missionare würden mit Absicht gefangen gehalten, da sie einen zu großen Einfluß auf die eingeborne Bevölkerung ausübten.“ Selbst Br. Gaarde, der als Zahnarzt die rote Binde trug, wollte man nicht freilassen. Am nächsten Morgen stand noch vor ihnen ihr Kollege Spellig von Usoke, der in der Nacht eingeliefert worden war.

Die Gefangenschaft in der Festung von Tabora.

Der Kommandant des Lagers, in dem nach und nach fast alle unsre Missionare gefangen gesetzt wurden, war ein belgischer Kapitän, der sich bei Kriegsausbruch zufällig in Deutsch-Ostafrika aufgehalten und auf Ehrenwort verpflichtet hatte, während des Krieges nichts gegen Deutschland zu unternehmen. Die besten Räume gab er den Regierungsbeamten; dann erhielten die Missionare die ihrigen, endlich die Kaufleute und die Handwerker. Unsre aus Sikonge und Ipole nachkommenden Brüder mußten mit der Waffenschmiede vorlieb nehmen. In jedem Raum fand sich ein Tisch und einige Stühle, Betten dagegen, Geschirr usw. mußten die Missionare sich selbst beschaffen. — Die Verpflegung war meist ausreichend, die Güte ließ zu wünschen übrig. Schwarze Köche bereiteten das Essen, die Aufsicht führte ein schmutziger Grieche. Des Morgens gab es schwarzen Kaffee und trocknes Brot, mittags und abends Reis und Fleisch, das in übelriechendem Fett geschmort war. Wer seine Frauen oder andere Angehörige in der Stadt hatte, durfte sich sein Mittagessen von dort schicken lassen. — Dreimal täglich war Appell. Arbeiten aber wurden diesen Zivilgefangenen nicht zugemutet, nur hatten sie für Reinhaltung der Wohnräume zu sorgen. Tat ein Boy die Arbeit, so wurde diesem scharf auf die Finger gesehen, und fand der wachthabende Unteroffizier auch nur ein Streichholz auf der Diele, so wurde der arme Bursche sofort an die Kette gelegt, damit nun sein Herr die Arbeit tun mußte. — Von der Außenwelt erfuhr man nur das, was die Reuter-Telegramme berichteten. Briefe an Angehörige in der Stadt wie auch nach Deutschland mußten in französischer, flämischer oder englischer Sprache abgefaßt sein. Versuche, auf anderem Wege Nachrichten zu erhalten, wurden streng bestraft. Trotzdem gehörte Briefschmuggel zur Tagesordnung. Dafür hat in einem Fall Br. Gaarde unschuldigerweise büßen müssen. Er setzte nämlich, um seine deutschen Landsleute zu befriedigen, auch als Gefangener seine Zahnpraxis fort und ging zu diesem Zweck noch in das Militärgefangenenlager, wo auch die Frauen aus der Stadt zur Behandlung erschienen. Nun gelang es dem Kommandanten trotz strenger Bewachung und Nachforschung nicht, gewisse Briefschmuggler zu fassen,

da schien ein in Br. Gaardes Tasche gefundener Zettel Beweis genug für den gehegten Verdacht, und so mußte unser Bruder auf eine ganze Woche in Arrest wandern. — Bitter beklagten sich die Deutschen darüber, daß auch die schwarzen Kettengefangenen in der Festung untergebracht waren und einen pestartigen Geruch verbreiteten. Die Ärmsten waren nämlich von abends 6 bis früh 6 Uhr eingeschlossen! — Dazu fürchtete man die immer weiter um sich greifende Genickstarre, die von den Engländern über Muanza eingeschleppt worden war und auch in Tabora schon viele Opfer gefordert hatte. Täglich starben über 20 Menschen. Als auch auf der Festung mehrere Fälle vorkamen, protestierten die weißen Gefangenen gegen dieses Zusammenwohnen mit den Eingebornen. Aber wie manch anderer Protest, blieb auch dieser erfolglos. So begrüßten die Gefangenen den Abtransport nach dem Kongo (Anfang 1917) als eine Erlösung.

Das Schicksal der Station Usoke und der dortigen Missionsfamilie.

Nach einem heftigen Kampf auf dem Bahnhof Usoke war auch auf unserm ½ Stunde entfernten gleichnamigen Missionsplatz der Einzug der Belgier erfolgt und sofort (7. September 1916) die Gefangennahme der Missionsfamilie und der Flüchtlinge, die dort Aufnahme gefunden hatten. Missionar Spellig wurde tags darauf abgeführt und hatte vom Bahnhof aus mehrere Tage westwärts zu wandern, täglich etwa 30 Kilometer zu Fuß. In einem Dorf unweit des Malagarassi blieb er dysenteriekrank liegen, hatte ja doch seine Nahrung nur aus Kassawawurzeln und Erdnüssen bestanden. Nach einer Woche ging es auf demselben Weg nach Usoke zurück! Auf dem dortigen Bahnhof sieht er eine Karawane ankommen und erkennt in dieser seine Frau, sein Kind und die Frauen und Kinder der Breklumer und Betheler Mission, die wenige Monate zuvor von ihren Stationen hatten flüchten müssen. Sie hatten in Usoke viel ausgestanden. Verkehr mit den Eingebornen war ihnen untersagt gewesen, selbst zum Garten hatte

sie ein Schwarzer mit dem Bajonett begleitet; täglich ersann man Neues, um sie zu ängstigen. Dazu wurde die Lebensmittelbeschaffung schwierig. Nach 3 Wochen mußten sie das Notwendigste zusammenpacken und wurden dann auf einem offenen Bahnwagen, der von den Eingebornen geschoben wurde, nach Tabora überführt. Auf dieser Fahrt haben sie unter der rohen Behandlung der belgischen weißen Soldaten entsetzlich gelitten. Diese bespotteten und beschimpften die kinderreichen deutschen Frauen. Verängstet, aufgeregt, erschöpft, wurden sie in Tabora zur Eile angetrieben. Ihre kleinen Kinder mußten die Mütter selbst auf die Festung hinauftragen. Ohne Nahrung und ohne Decken mußten sie sich auf den nackten, kalten Zementfußboden der „Waffenschmiede" zur Ruhe niederlassen. Erst am nächsten Abend wurde ihnen eine Wohnung in der Stadt zugewiesen. Es war die höchste Zeit, denn wenige Stunden darauf genas die Breklumer Missionsfrau Bock aus Uha eines Mädchens. Die Frauen erhielten innerhalb der Stadt Bewegungsfreiheit.

Unsre Station Usoke hat schwer gelitten. Schw. Spellig berichtet, daß die Belgier dort alles bewegliche Eigentum der Mission sowie den Privatbesitz der Missionsgeschwister, selbst das Harmonium, mit sich genommen hätten. Sogar Möbel haben sie nach dem Kongo, wohin die meisten wieder abgezogen waren, verschleppt. Die Station war völlig leer, und die scheuen Eingebornen wagten sich nicht zu nähern, als Schw. Spellig später dort besuchte. Sie hatte nämlich Erlaubnis erhalten, ihre Sachen zu holen, da ihr Mann ja in der Kolonie bleiben durfte (s. o.).

Unsre nördlichste Station Urambo

in den Kriegsjahren 1914 bis 1917

und die Gefangennahme der dortigen Missionarsfamilie.

Auch Missionar J. Terp, der Stationsvorsteher von Urambo, mußte bei seiner Gefangennahme alle Jahres- und Vierteljahresberichte sowie das Stationsdiarium zurücklassen. Zur Unterlage für seine im folgenden wiedergegebenen Mitteilungen stand ihm nur „ein mangelhafter Auszug

aus dem Diarium“ zur Verfügung. Er mußte sich bei der Niederschrift des Berichtes fast nur auf sein Gedächtnis verlassen, und auch dieses weist nicht mehr dieselbe Treue auf, wie vor seinem Tropenaufenthalt.

1. Rückgang der Bevölkerung in der Landschaft Urambo.

Mit Urambo bezeichnet man nicht nur die älteste Herrnhuter Missionsstation in jener Gegend, sondern den ganzen nördlichen Teil von Unyamwesi, der noch vor einigen Jahren die höchste Bevölkerungsziffer dieses Landes aufwies. Jetzt aber ist die Blütezeit des Landes und Volkes vorüber. Die Bevölkerung geht zahlenmäßig ständig zurück. Wo der Blick früher auf wogenden Getreidefeldern ruhte, dehnt sich heute endlos die Steppe mit ihrem dichtem Buschwerk aus. Nirgends wohl in Unyamwesi ist die Bevölkerung so im Abnehmen begriffen, wie hier. Auf der Missionsstation spürt man das nicht so sehr; denn die Leute ziehen gern in die Nähe des Missionars. Weiter ab aber deuten die verfallenen Hütten darauf, daß die Leute weggezogen oder ausgestorben sind. Nun würde es sich bei einem bloßen Wegzug der Leute nur um eine Volksverschiebung handeln, die anderen Landesteilen zugute käme, aber mit diesem Wegziehen hat es seine besondere Bewandtnis. Die Wegziehenden sind meist junge Männer, die zur Plantagenarbeit an der Küste angeworben wurden oder zur Zeit des Bahnbaus als Bahnarbeiter dienten; diese Leute kommen durchaus nicht alle in die Heimat zurück, und die, welche zurückkehren, sind keine gesunden Männer mehr. Die Versuchungen zu Trunksucht und Unsittlichkeit waren in der Fremde zu groß. So erliegt ihr geschwächter Körper leicht dem Fieber. Eine unausbleibliche Folge ist der Rückgang der Geburtenziffer. Und war schon früher die Säuglingssterblichkeit infolge unzuträglicher Lebensweise groß, so ist jetzt Kindersterblichkeit hinzugekommen. So starben z. B. im Jahre 1913 von 7 auf dem Missionsgrundstück in Urambo geborenen Kindern 4 im ersten Lebensjahr, und da 14 Todesfälle in jenem Jahr zu verzeichnen waren, so ging die Zahl der Gemeinmitglieder um 11 zurück; wobei zu bemerken ist, daß die auf dem Missionsgrundstück ansässigen Leute gesundheitlich noch besser daran sind, als die weitab von der Europäeransiedlung wohnenden; denn jene haben bessere Wohnstätten, guten Verdienst und eine zuträgliche Lebensweise. Kein Wunder, daß die

Missionare trübe in die Zukunft blicken. Ja, sie haben im Blick auf die Abnahme der Bevölkerung schon von einem auf der Station nötigen Neubau und in der Umgegend von der Eröffnung von Außenschulen abgesehen, weil sie sich fragten, ob sich das alles lohnen würde.

2. Die ungestörte Arbeit bis zum Frühjahr 1916.

Am 10. August 1914 erreichte die Nachricht vom Kriegsausbruch die Station Urambo. „Bald darauf wurde bekannt gegeben, daß die ganze Küste blockiert sei, daß in absehbarer

Missionsstation Urambo.

Zeit keine europäische Post erwartet werden dürfe und man mit Geld sparsam umgehen müsse, da der Geldverkehr stocke." Missionar Terp lag am Rückfallfieber schwerkrank darnieder. Seit Mai litt er an Fieberanfällen und war zwischenein so matt, daß er kaum arbeiten konnte. Erst von Mitte August ab kehrten die Kräfte wieder. Nun aber war viel liegengebliebene Arbeit nachzuholen: Sonntags-Gottesdienste hatte er nur selten, Heidenpredigten in der Umgegend nie halten können. Sein einziger Helfer war nach Tabora gegangen. Die Schule hatte den anderen schwarzen Kräften überlassen werden müssen. Der Schulunterricht hat die Kriegsjahre hindurch fortgeführt werden können, nachteilig war nur mehrfacher Helferwechsel. Einen der tüchtigsten mußte man im September 1914 an die höhere Schule in Sikonge abgeben, ein anderer ging als Träger in Regierungsdienste über. Zum Glück

wenigstens kam der Helfer Abraham von der Bahn zurück. Am empfindlichsten fühlte man den Mangel an Schieferstiften, aber Griffelreste und Bleistifte mußten aushelfen. Die Zahl der Schüler übertraf diejenige vor dem Krieg.

Außer der Stationsschule gab es zwei Außenschulen: Mwegerezi und Mumbi. Die Anlage der letzteren war ein Wagnis während des Krieges. Man hatte es aber nicht zu bereuen. Dort gab es sehr viele Kinder, und die Leute waren willig, ein kleines Schutzdach zu bauen, dem später ein Schulhaus folgen sollte. Jeder brachte etwas Holz herzu, die Mission lieferte das Stroh für das Dach, und man hatte viel Freude an der Schule. Leider mußte sie aus Mangel an Schreibmaterial nur zu früh geschlossen werden. War aber die Zahl der Schüler gewachsen, so auch die Zahl der neuen Leute, die an dem Unterricht teilnehmen wollten. „Mit welcher Freude", schreibt Missionar Terp, „nahmen wir sie alle auf. Jahraus, jahrein hatten sie die Sonntags-Gottesdienste besucht, aber da sie nie den Wunsch nach der Taufe geäußert hatten, hatte man sie fast aufgegeben. Und siehe da, sie kamen doch. So lernt man nicht müde zu werden in der Verkündigung des Evangeliums auch solchen Gleichgültigen und verstockt scheinenden Heiden gegenüber; denn manche sind innerlich weiter als es äußerlich scheint. Andere melden sich nur nicht, weil sie fürchten, sie würden als Christen nicht standhalten können. Wieder andere fürchten den Spott der Nachbarn für den Fall ihres Übertritts. Wie dankten wir Gott, daß wir zwei Tauffeiern noch halren konnten! Im Jahre 1915 wurden 8, im Jahre 1916 4 Erwachsene der Gemeine zugeteilt."

3. **Aufregende Zeiten. Einnahme des benachbarten Tabora.**

Im Frühjahr 1916 erfolgte der Einbruch der Engländer in die Kolonie von Norden her und der Einmarsch der Belgier von Westen, und bald drang der stark überlegene Feind unaufhaltsam vor. Auch von Süden bedrohte er die Grenzen des Schutzgebietes. Sein Ziel schien im Westen Tabora zu sein. Dort zogen sich daher auch die deutschen Truppen zusammen. Ernster wurde die Lage im Juli. Die Bielefelder Missionare in Ruanda, auch die Neukirchner und Breklumer von Urundi und Uha mußten fliehen und fanden zum Teil Zuflucht auf unsren Stationen. Nach Urambo kam eine Frau

Groß von der Bielefelder Mission mit 2 Kindern, Missionar Jessen mit 2 Kindern von Kigoma und eine Pflanzerfrau mit 3 Kindern aus Bulungwa.

Bald überstürzten sich die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, und schneller als die Zeitungen setzten die Schwarzen die Missionare in Kenntnis von der Lage. Sie erzählten Grauenhaftes von den Kannibalen, den belgischen Truppen aus dem Kongostaat. Das Morden, Brennen und Rauben dieser Horde, noch mehr aber ihre Gier nach Menschenfleisch setzten das ganze Land in Schrecken. Ein unheimlicher Gedanke, von Menschenfressern überfallen zu werden! Das Gouvernement hatte befohlen, die Kirchenflagge zu hissen, als aber die deutschen Truppen in Urambo einzogen, holte man sie herunter. Aufregende Tage! Der Feind sollte bereits in Usoke, ja bald in Tabora sein; so mußte Urambo schon umzingelt sein. Drei Tage lang hörte man das Donnern der Geschütze von Tabora herüber. Kaum hatte die letzte deutsche Patrouille Urambo verlassen, so wurde sie abgefaßt, denn die Belgier waren inzwischen in Tabora einmarschiert. Bei ihr befand sich unser Br. Nielsen. — Nun folgte eine nicht weniger aufregende Zeit, denn jetzt kamen keine Nachrichten mehr nach Urambo. Boten schickte der Missionar genug aus, aber alle kamen mit dem Bescheid zurück, daß die feindlichen Streifwachen sie nicht durchließen. Endlich glückte es dem Helfer Abraham, nach Tabora zu gelangen. Er brachte die Meldung, daß unsre sämtlichen Missionare von Usoke, Sikonge, Ipole und Tabora auf der Festung in Tabora interniert seien. Was sollte nun aus der Missionsfamilie in Urambo werden? Zwei lange bange Monate vergingen! Da, eines Morgens, kam eine starke belgische Patrouille von Tabora. Nun neue Aufregung! Die Menschenfresser sind da! Als der Missionar den Führer nach dem Zweck seiner Reise fragte, meinte er, die Missionare hätten sich in Tabora vorzustellen, dürften aber auf ihren Posten zurückkehren.

4. Missionar Terp und Frau nach Tabora in Gefangenschaft!

„Am 1. Dezember (1916) mußte ich", so meldet Missionar Terp, „Urambo verlassen. Ein überaus wehmütiger Augenblick! Ich befahl die Leute in Gottes Schutz. Am 4. Dezember traf ich in Tabora ein. Auf der Kommandantur wurden die Personalien aufgenommen, und sofort ging es auf die Festung,

wo ich die Missionare von unsern anderen Stationen und etwa 40 Europäer traf. Über zwei Monate hausten sie schon in diesen Mauern, Unbill und Schmach hatten sie mannigfach erlitten. Die Zeit, während deren ich ihr Los zu teilen hatte, sollte nicht allzulang sein. Schon um Weihnachten herum fing man an, die Zivilgefangenen nach dem Kongostaat zu transportieren. Da wurde auch mir kurz vor Neujahr mitgeteilt, daß ich am 9. Januar mit meiner Familie dorthin aufzubrechen hätte, ich solle meine Frau davon benachrichtigen. Wie sich der belgische Herr das wohl dachte? Eingesperrt wie ich war, sollte ich in der Stadt einen Boten finden, der meiner 90 km entfernt wohnenden Frau einen Brief und damit diese Nachricht überbrachte! Ich merkte es dem Kommandanten, der mir trotz meiner inständigen Bitten in dieser Angelegenheit auch nicht um ein Haar entgegenkam, an, daß es ihm sehr einerlei sein würde, wenn meine Frau erst nach meinem Abtransport, also zu spät, in Tabora einträfe; und vorher hatte er mir doch das Versprechen gegeben, ich könne meiner Familie wegen ohne Sorge sein, sie würde zur rechten Zeit abgeholt werden. Wir sollten später noch oft erfahren, daß einem Belgier sein Wort nichts gilt. — Ich schrieb an meine Frau, daß sie sobald wie möglich nach Tabora kommen müsse, ein Polizist trug den Brief in die Stadt, und nun war es eine Fügung Gottes, daß er einen Mann aus Urambo traf, der meiner Frau die Meldung überbrachte. Da in der Nähe von Urambo zwei Belgier Träger suchten, bat meine Frau diese, ihr mit Trägern behilflich zu sein. Sie aber fragten erst in Tabora um Erlaubnis an und erhielten den Bescheid: „Die deutschen Frauen dürften nicht ohne Soldaten reisen, auch Träger nicht selbst nehmen. Und Soldaten dürften nicht ohne einen europäischen Offizier eine Karawane führen.“ Klug wurden sie aus dieser Antwort nicht. Ihr gutes Herz aber trieb sie, meiner Frau zu helfen. Sie verschafften ihr die nötigen Träger und brachten sie nach Tabora, was ihnen von ihrem Vorgesetzten einen scharfen Tadel eintrug. — Die wenigen Tage vor ihrer Abreise nach Tabora waren für meine Frau eine aufregende Zeit gewesen. Da sie nur 5 Trägerlasten mitnehmen durfte, suchte sie von dem, was zurückbleiben mußte, noch soviel wie möglich zu verkaufen, auch das Vieh. Wie traurig waren die Leute! Als ich wegging,

hatten sie sich mit der Hoffnung meiner Rückkehr getröstet, als sie nun sahen, daß auch meine Frau fortmußte, konnten sie vor Schmerz nicht einmal Abschied nehmen, sondern blieben weinend in ihren Häusern stehen." Das war der Aufbruch von Urambo am 7. Januar 1917.

5. Familie J. Terp von Tabora nach England und Frankreich.

Am 19. Januar 1917 fand der Abmarsch zum Kongo statt. Ein Glück, daß Mann und Frau zusammen reisen durften. Ja, auch Br. J. Terps Bruder Peter sowie die früher in unserm Dienst stehende Familie Andersen von der Breklumer Mission waren in ihrer Gesellschaft. Zunächst ging es ein Stück auf der Bahn. Frau und Kinder durften in Personenwagen fahren, die Männer hatten im Gepäck- und Viehwagen Platz nehmen müssen. Nach zwei Tagen war der Tanganyikasee erreicht. Noch am 21. Januar betrat man den berüchtigten Kongostaat. Zwei Monate dauerte die „mühsame und sehr aufregende" Fahrt durch dieses Land, bei der anfangs die Kost unzureichend und unzuträglich sowie die Behandlung hart und roh war, während beides gegen Ende der Reise besser wurde. Am 30. März stach ein belgischer Personendampfer (Albertville) mit den deutschen Gefangenen und viel Militär an Bord von Boma an der Kongomündung aus in See. Kabinen hatte man den Gefangenen gegönnt, aber in diesen mußten sie nun auch die meiste Zeit zubringen. Die Verpflegung war unzureichend. Fast hätten die Kinder ohne Milch leben müssen, es fand sich aber unter dem Schiffspersonal ein Mitleidiger, der solche unter der Hand verkaufte. Nach 3 Wochen Fahrt warf das Schiff im Hafen Falmouth Anker. Am 20. April ging man ans Land. Eine große Leib- und Gepäckrevision fand statt. Frauen und Kinder wurden am selben Abend noch in ein Hotel nach London gebracht, wo sie es leidlich gut hatten. Das Essen war knapp, aber sie durften in der Stadt Einkäufe bewerkstelligen. Nach 2 Wochen fanden die Belgier, daß die Engländer die Deutschen zu menschlich behandelten, das Ausgehen wurde verboten und die Überführung in ein französisches Gefangenenlager angekündigt; und doch war den Frauen versprochen worden, mit dem ersten Schiff nach Holland und dann nach Deutschland reisen zu dürfen. — Die Männer hatten 2 Nächte im Zollschuppen zuzubringen, dann führte man sie in

das Gefangenenlager im Alexandrapalast, einem früheren Ausstellungsgebäude in London, das jetzt etwa 3000 deutsche Zivilgefangene beherbergt, meist solche, die mit Londonerinnen verheiratet sind, oder solche, die ihres Alters wegen gehofft hatten, nach Deutschland ausgetauscht zu werden. Da die Missionare Terp zu keiner dieser Gruppen gehörten, mußten sie nach 8 Tagen auf die Insel Man, an die jeder, der sie kennt, nur mit Schaudern zurückdenkt. Dort sind in einem Barackenlager in Knockaloe 22000 Zivilgefangene untergebracht. In London hatte man wenigstens noch etwas gesehen: Menschen, Bahnzüge, Flieger, Zeppeline; auf jener Insel hatte man nur Stacheldraht und die kohlschwarzen Bretterbuden vor sich. Wohl gab es Vorträge, Konzerte, jeden Sonntag Gottesdienst, aber das Leben floß doch geisttötend dahin, und der Freiheit entbehrend, fühlte sich der Mensch wie das Tier, das im Käfig des Zoologischen Gartens auf und ab geht. Nur die Einlieferung neuer Gefangener brachte eine Berührung mit der Außenwelt. Besuch kam nicht. — Unsre Missionare aber mußten bald in den Alexandrapalast zurück, wurden übrigens unterwegs in Liverpool in einem Polizeiwagen befördert, um vor dem aufgeregten Pöbel geschützt zu sein. Endlich führte man sie nach Frankreich hinüber. Nach zweitägiger Fahrt durch die gefährliche Zone langten sie am 21. Mai (1917) in La Pallice an und nach dreitägiger Bahnfahrt in dem Departement Aveyron. Da ihre Kinder an Masern erkrankt waren, mußten sie erst 6 Wochen in das Hospital nach Rodez, dann ging es ins Gefangenenlager Espalion, aus dem sie im Dezember 1917 nach Deutschland freigelassen wurden.

Die Reise einer Gruppe der Missionare durch den Kongostaat.

5. Januar bis 2. April 1917.

1. Aufbruch von Tabora.

Unsre Missionare von Sikonge und Ipole (Seibt, Brauer, Blohm, Kootz) waren Ende 1916 von Belgiern nach Tabora überführt worden, ihre Frauen und Kinder waren ihnen Mitte Oktober dorthin nachgefolgt. Wie zufällig hatten die Männer

von der Festung aus ihre Frauen in einer vorüberziehenden Karawane erspäht. So schwer ihnen dieser Anblick im ersten Augenblick war und der Gedanke, was die Frauen wohl alles durchzumachen hatten, so waren sie doch dankbar, sie nun in ihrer Nähe zu wissen. Freilich war damit auch der letzte Hoffnungsschimmer, auf ihre Stationen zurückkehren zu dürfen, geschwunden. Die Frauen durften in der Stadt wohnen und sich (ohne die lästige schwarze Wache) ziemlich frei bewegen. Auch durften sich Mann und Frau zweimal wöchentlich schreiben, wenn auch nur in englischer, französischer oder flämischer Sprache, ja, die Kinder durften einmal wöchentlich auf 5 Minuten ihre Väter besuchen. Ihre Frauen sahen die Männer erst Anfang Januar auf dem Bahnhof wieder, als es zum Aufbruch zur Reise durch den Kongostaat kam. Nach der Ungewißheit über ihre Zukunft empfanden es die Missionsfamilien als eine Erlösung, als ihnen, zunächst den Familien Seibt und Brauer, am 30. Dezember 1916 angekündigt wurde, sie hätten sich für den 5. Januar früh 7 Uhr zur Abreise durch den Kongo bereit zu halten. Die Frauen hatten sich schon durch Näharbeiten darauf gerüstet, in der letzten Woche galt es zu waschen und zu packen. Den Männern wurde nur gerade gestattet, den Frauen in einem Briefe Winke zu geben für das Gepäck und allerhand Zahlungen. Mitnehmen durften sie das, was sie von Wäsche und Kleidung bei sich hatten. All ihr andres Hab und Gut war ja auf den Stationen zurückgeblieben.

2. Von Tabora bis zum Tanganyikasee.

Am 5. Januar (1917) früh 6 Uhr wurde der Rucksack übergeworfen, Abschied von den Zurückbleibenden genommen, und hinaus ging es zum Tor der Festung, die diese Brüder ¼ Jahr lang gefangen gehalten hatte. Aus dem Lager der Militärgefangenen hatten sich 2 Hauptleute (von Brandes und von Linde) sowie Pastor von Bodelschwingh als Sanitätsgefangener und ein Unteroffizier anzuschließen. Führer dieser Kolonne wurde der belgische Leutnant Wagner. Gott sei Dank durften Männer und Frauen zusammen reisen. Wie viele andere Frauen mußten ihre Männer irgendwo in der Wildnis bei der Truppe lebend, krank oder gefangen zurücklassen! Kaum hatten die Missionare, wie dortzulande üblich, in der ersten

Klasse Platz genommen, da wurden sie in den Gepäckwagen dirigiert. Die Frauen und Kinder, zu denen noch 4 von der Bielefelder Mission kamen, sowie die Hauptleute und der genannte Pastor durften 1. Klasse fahren. „Übrigens", schreibt Br. Brauer, „fuhren wir schließlich bequemer als die Frauen in ihren drückend heißen Abteilen. Wir hatten den Wagen auf beiden Seiten geöffnet und lagen auf unsern Liegestühlen. Die fünfköpfige schwarze Wache störte uns nicht sehr, denn es waren umgängliche Menschen, die davon überzeugt waren, daß die Deutschen doch nach dem Krieg den Kongostaat bekommen würden! Ihre Ausdünstung waren wir von dem engen Zusammenwohnen mit Kettengefangenen schon gewohnt." Um 7 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Nachmittags ½3 Uhr hielt er in Malagarazi. Hier durften die Missionare mit ihren Frauen zusammenwohnen, jede Familie in einem Zimmer eines moskitosicheren Hauses. Jeden Handgriff galt es selbst zu machen: Betten aufstellen (Bettstellen hatten sie mitbekommen), Wasser holen, Holz auflesen, Feuer machen, Tee kochen; denn anfangs hatten sie sich selbst zu beköstigen; die Frauen hatten in Tabora Geld erhalten. Die 1912 fertig gestellte schöne eiserne Brücke über den Malagarazi hatten die Deutschen vor Einbruch der Belgier zerstört. So fuhr der Zug tags darauf auf einer provisorischen Holzbrücke auf Kigoma zu. Man freute sich noch einmal der guten deutschen Bahn, deren Strecke glatt gelegt ist, bei der Höhen und Tiefen möglichst ausgeglichen werden und alle Wagen gut federn. Um 3 Uhr war Kigoma und damit der Tanganyikasee erreicht, dessen Größe die Reisenden in Erstaunen setzte. Von 5 Uhr nachmittags bis früh 7 Uhr, also 14 Stunden, dauerte das Übersetzen über den See. Die Brüder fuhren auf dem Verdeck eines Leichters, Frauen und Kinder auf einem kleinen Dampfer, auf dem das für die Maschine nötige Holz einen großen Raum einnahm. Der See war ruhig, der Mondschein blendend schön.

3. Vom Tanganyikasee bis zum Kongo. Unterschied der Neger und der Bahn gegenüber Deutsch-Ostafrika.

In Albertville auf dem belgischen Ufer des Sees wurde den Reisenden eine strohgedeckte Lehmhütte zur Unterkunft angewiesen, deren sandiger Fußboden eine solche Menge Sandflöhe beherbergte, daß alle darunter zu leiden hatten. Auch die

Verpflegung ließ zu wünschen übrig (ungar gekochter Reis, kluntschiges Brot, doch für die Kinder Büchsenmilch). Tags darauf ging die Reise weiter, während andere Transporte zu warten und unter der Willkür des Stadtkommandanten arg zu leiden hatten. Unsre Reisenden wurden alle in einen für Schwarze bestimmten Eisenbahnwagen 3. Klasse zusammengepfercht, in dem den Frauen der Aufenthalt zur Qual wurde durch 5 Schwarze, die einen unerträglichen Geruch verbreiteten und deren Führer, ein ekelhafter Mensch mit einem entsetzlichen Gorillagesicht, in seinem Siegesgefühl mit rollenden Augen und fletschenden Zähnen noch erklärte, er habe an einem Tage 14 Menschen gefressen! Welch ein Unterschied zwischen den deutschostafrikanischen Negern, ob Suaheli oder Wanyamwesi, und diesen Kongo-Leuten! Nie haben unsre Missionare im deutschen Gebiet einen Schwarzen in so frecher und verletzender Art mit einem Weißen verkehren sehen, wie hier. Freilich haben sich wohl auch Deutsche Schwarzen gegenüber nie soviel vergeben, wie hier die Belgier. Es wäre ein Unrecht gegen die schwarze wie auch gegen die weiße Rasse, wenn man diese Kongoneger weiter den Belgiern überlassen wollte.

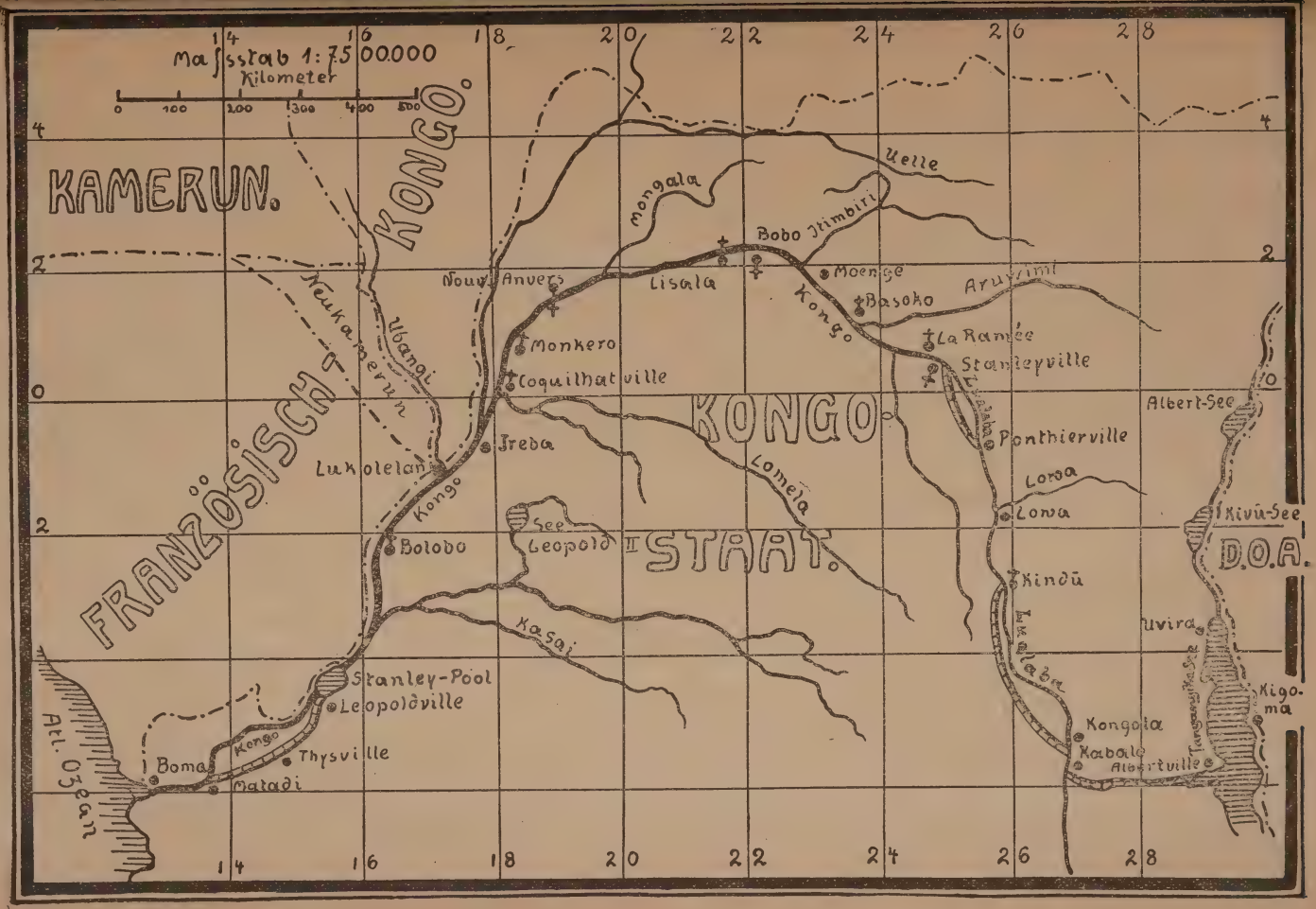
Von Albertville aus wurde das 280 km entfernt liegende Kabalo in 2 Tagen erreicht, die erste Station am Lualaba, wie der Kongo in seinem ersten Anfang heißt. In der Mitte dieser Strecke (in Kirapo) hatte man in einer Strohhütte genächtigt. Da Wasser und Brennholz schwer zu bekommen waren, konnte nur mit Mühe etwas Warmes bereitet werden.

Hier befand man sich nun auf einer belgischen Bahn. Nirgends ist da Mühe und Sorgfalt angewendet, um die Erhebungen und Senkungen des Erdbodens auch nur ein wenig auszugleichen. Wie der Boden, so laufen die Schienen, bergauf und bergab, und auch das rollende Material ist mit dem deutschen in keiner Weise zu vergleichen. Dieses Bahnstück soll zwar erst 1916 fertiggestellt worden sein, aber die weiteren Bahnen waren auch nicht vollkommener. Bezeichnenderweise wird die Lokomotive nur von Schwarzen bedient. Wann würde die deutsche Regierung einen vollbesetzten Zug einem Schwarzen anvertrauen! Die Folge ist auch, daß der Zug einmal ganz ungeheuer schnell mit unnötiger Dampfentwicklung dahinsaust und dann wieder auf offener Strecke einfach stehen bleibt und erst wieder tüchtig

geheizt werden muß, um in Gang zu kommen. Einen besonderen Spaß macht den Schwarzen das Pfeifen. — In Kabalo stand die Lehmhütte für die Gefangenen direkt im Sumpf. Die Verpflegung aber war gut, wie überhaupt Leutnant Wagner auf das Wohl seiner Leute bedacht war. Die Landschaft ähnelte hier der am Malagarazi, sonst aber ändert sich der Landschaftscharakter sofort am Westufer des Tanganyikasees. Man tritt in den schönsten Wald ein; für die aus dem Bezirk Tabora Kommenden ein herrlicher Anblick! Und auf den Hügeln, auf denen man gerade nur die Waldriesen gefällt, sonst aber den Boden nicht weiter vorbereitet hatte, sah man schon Reispflanzungen.

4. Wieder Dampferfahrt und wieder Bahnfahrt. Das Brotbacken am Ufer.

Der beständige Wechsel von Dampfer- und Bahnfahrt und die damit zusammenhängende Arbeit des Bettrollens, Wiedereinpackens und Zusammenbindens der Kochtöpfe, Lebensmittelvorräte, Decken und Kissen war sehr ermüdend. Am 10. Januar ging es auf einem eisernen Leichter, der von einem kleinen Dampfer gezogen wurde, 5 Stunden den Kongo stromab bis nach Kongolo. Es herrschte eine solche Hitze, daß man die eiserne Verkleidung des Schiffes nicht anfassen konnte. Auch hatte man vor den vom Wasser zurückgeworfenen Sonnenstrahlen keinen Schutz. Die Folge waren böse Augen bei den Kindern. In Kongolo galt es eine Stunde zu marschieren, die Väter mit den Kindern auf dem Rücken, ehe man zur Unterkunftsstätte kam. Männer und Frauen sollten in einem Raum nächtigen, wogegen Protest erhoben wurde. — Schlimm war, daß es hier kein Brot, sondern nur Mehl gab, womit erst gebacken werden mußte. Wie gut, daß die Bielefelder etwas Sauerteig und Hefe mitführten! Da mußte der Sauerteig für das Brot während der Bahnfahrt in der Waschschüssel angerührt werden, um es zum Gehen zu bringen! In Malela, das man am 12. Januar in 8 Stunden mit der Bahn erreichte, mußte im Eisenbahnwagen genächtigt werden. Es entwickelte sich ein echt afrikanisches Bild. Unmittelbar neben dem Zug, der auf freier Strecke hielt, wurde Feuer gemacht, Tee, Kaffee und Eier gekocht und dann in der Glut das Brot gebacken. Mit Benutzung einiger alter Konservenbüchsen, die halb mit


Maßstab 1: 7500000
Kilometer
0 100 200 300 400 500
KAMERUN.
FRANZÖSISCH KONGO.
KONGO STAAT.
D.O.A.
Atl. Ozean
Neukamerun
Ubangi
Kongo
Nouv. Anvers
Lisala
Mongala
Uelle
Bobo Jimbiri
Moenge
Basoko
Aruwimi
La Ramée
Stanleyville
Monkero
Coquilhatville
Ponthierville
Albert-See
Lomela
Lowa
Kivu-See
Ikela
Bolobo
See Leopold II
Kindu
Uvira
Kasai
Lukolela
Stanley-Pool
Leopoldville
Boma
Matadi
Thysville
Kongola
Kabale
Albertville
Tanganjika-See
Kigoma

Teig gefüllt und dann mit Glut umstellt wurden, konnte ein gutes Brot erzielt werden. Ein Glück nur, daß die Reisenden nie den Humor verloren! — Tags darauf wartete man im Zug auf die Abfahrt bis nachmittags um 4 Uhr, wo es dann hieß: „Noch eine Nacht hierbleiben!“ — In den 8 Stunden der Fahrt nach Kindu lief der Wagen heiß! So mußte das „Lager“ bei einem Fluß gekühlt werden. Nicht lange aber, so ächzte der Wagen von neuem. Da wurde er abgehängt und unsre Reisenden in einem eben noch von Schwarzen besetzten Wagen eingepfercht. In Kindu war dann ein Schuppen mit drei übereinander liegenden Räumen ihre Unterkunft. Auf einer senkrecht in die Höhe ragenden Leiter hatten die Männer nach oben zu klettern, während die Frauen unten blieben.

5. Zehntägiger Aufenthalt und Dampferfahrt bis zu den Stanleyfällen. Die Behandlung der Reisenden.

Zehn Tage galt es auf den Dampfer zu warten. Zwischen Leutnant Wagner und Pastor von Bodelschwingh, dem Sprecher der Missionare, war für diese Zeit Selbstbeköstigung vereinbart. Jeder erhielt täglich 10 Franken und mußte nun alle Lebensmittel kaufen. Die Behandlung war hier in Kindu von seiten des erwähnten Menschenfressers äußerst unangenehm. Er wollte jedesmal, wenn etwas (Bananen, Eier, Kartoffeln) gekauft werden sollte, gefragt werden. War seine Erlaubnis nicht eingeholt, so jagte er die Verkäufer einfach weg, und der Leutnant, bei dem man Beschwerde hätte führen können, war nicht zu finden. Auch die Behandlung unsrer 2 Hauptleute war höchst unwürdig. Nicht nur, daß sie in Albertville wie gemeine Soldaten in die 3. Klasse gesteckt worden waren und ein Schwarzer als Wache diente, sie mußten auf späteren Stationen ihre Lasten selbst schleppen. — Kindu ist ein neuer Ort mit verschiedenen Kaufläden, hat auch eine Station für Funkentelegraphie, deren es am ganzen Flußlauf, von Albertville bis zur Mündung (Boma), sehr viele gab. In Deutsch-Ostafrika brauchte man solche weniger, weil unsre ganze Kolonie schon mit Drahtleitung durchzogen ist und daher alle Ecken schnell zu erreichen sind. — Am 24. Januar ging es wieder auf einen Dampfer, und zwar wurden die Missionare für 3 Tage und 2 Nächte auf einem Leichter untergebracht. Die Laderäume dienten als Schlafräume. Tagsüber konnte man auf Deck sein, wo ein

Sonnensegel aufgestellt war. Unten war es vor Hitze nicht auszuhalten. Über dem Schlafraum der Frauen stand ein eiserner Ofen auf Deck, auf dem sie die Lebensmittel, die geliefert wurden, zu kochen hatten. Eine Qual für sie, diese Arbeit am Ofen im grellen Sonnenlicht; darum nahmen die Missionare bald einen Boy dafür an. — In Ponthierville hatte die Schiffahrt wieder ein Ende. Hier Unterbringung in einem noch unbenützten großen Schlafkranken-Hospital, das aus 12 Häusern bestand! Jede Familie erhielt ein Haus. Das Essen wurde gekocht geliefert; das Fleisch freilich war nicht frisch, denn hier im Innern des Landes gibt es keine Rinder oder Ziegen, und so müssen eingeborne Jäger für Fleisch sorgen. Bringen sie an einem Tage viel Wild zur Strecke und am nächsten Tag nichts, so wird der Vorrat auf mehrere Tage verteilt, was im heißen Lande ungünstig ist. Noch nie aber haben unsre Missionare soviel Ölfische, Sardinen und Lachs (Salmon), gegessen, wie auf jener Dampferfahrt. In Ponthierville lagen sie 14 Tage und konnten das mächtige Rauschen der anderthalb Meilen entfernten Stanleyfälle hören.

6. Die zehntägige angenehme Dampferfahrt von Stanleyville bis Leopoldville.

Am 8. Februar wurde nach fünfstündiger Bahnfahrt Stanleyville erreicht. Dort hatten die Reisenden eine recht gute Zeit. In einem villenartigen Tropenholzhaus auf der linken Flußseite erhielt jede Familie ihr Zimmer. Und die schwarze Wache wurde eingezogen. Welche Wonne, sich frei bewegen zu können! Missionar Brauer benutzte dies, um mit seiner Frau eines Nachmittags die kleinen Fälle zu besuchen. Die Reisenden hatten sich selbst zu verpflegen, aber die Schwarzen drängten sich zur Arbeit, so daß man sie in Dienst nehmen konnte. Sie hatten schon durch die durchreisenden Transporte den Unterschied zwischen belgischer Schlaffheit und deutscher Korrektheit, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit beobachtet und gemerkt, daß die als Barbaren geschilderten Deutschen Leute waren, die „viele Kinder hatten und daher nicht böse sein konnten". — Nach viertägigem Aufenthalt erschien Leutnant Wagner: „Einpacken, in 20 Minuten zum Dampfer übersetzen!" Wie alle Kongodampfer war auch dieser ein Heckrad-Dampfer, auf dessen unterem Deck der Holzvorrat, die Maschinenkessel

und der Aufenthaltsort für die schwarzen Fahrgäste war. Das obere Deck trug die Kabinen und andere Räume für weiße Passagiere. Angenehm enttäuscht waren unsre Missionare darüber, daß sie auch als Weiße behandelt wurden und jede Familie eine Kabine erhielt. Eine Wohltat war, daß eine Dusche zur Verfügung stand. Auf dem hinteren Teile des Schiffes, wo die Kabinen lagen, durften sich unsre Reisenden tagsüber aufhalten, an einer langen Tafel ihre Mahlzeiten einnehmen und sich der guten Verpflegung erfreuen. Jeder hatte mittags und abends seine Karaffe Wein vor sich, und Boys bedienten sie! Mit den Belgiern, die mitfuhren, kamen sie gar nicht in Berührung. — Die weißen Fahrgäste waren nur Missionsleute, 12 von der Brüdergemeine: die Familien Seibt, Brauer und Blohm (die in Ponthierville hinzugekommen waren) mit je 2 Kindern, von der Breklumer Mission Andersen's, die hier zu den Reisenden stießen, mit 3 Kindern, und 4 Frauen nebst 2 Kindern von der Bielefelder Mission, im ganzen 23 Personen. Alle Militärs sowie Pastor von Bodelschwingh blieben hier zurück. Am 13. Februar gings von Stanleyville weiter. An manchem Tage wurde zweimal gehalten, um Holz einzunehmen. Meist aber ging die Fahrt von 6—6 Uhr ununterbrochen fort.

7. Die Landschaft und die Bevölkerung.

Was die Landschaft betrifft, so verbreitert sich der bei den Stanleyfällen auf 1200 m eingeengte Strom bald nach Stanleyville so, daß man, zumal sich mehrere Flußarme bilden, das gegenüber liegende Ufer nie zu sehen bekommt. An dem ersten und zweiten Tage war die Fahrt interessant. Der Blick auf den Wald an den Ufern und auf den Inseln war entzückend; später aber lief man für einige Tage in einen Flußarm ein, in dem der Wald wie eine Mauer erschien, ja, mit den vielen, die Bäume verbindenden, armstarken Schlingpflanzn wie eine undurchdringliche Wand. „Überaus reizvoll wirkten neben den mächtigen Laubbäumen die schlanken, die unteren Schichten des Waldes in prachtvollen Gruppen füllenden Palmensorten mit ihren verschiedenartigen riesenhaften Wedeln; und das immerfrische Grün wurde belebend unterbrochen durch große, prächtige rote und lila Blumen der Bäume und Schlinggewächse, auch durch große Blüten von Schneeballenart, die

wie Ketten von den Baumwipfeln ins Wasser hingen. Dieses Bild hatte man tagelang vor sich, so daß es schließlich ermüdend wirkte und man eine Holzladestation am Ufer als angenehme Abwechselung begrüßte." — Von der Bevölkerung bekommt ein auf dem Dampfer eingeschlossener Reisender keine rechte Vorstellung; denn die Gesellschaft, die aufgeputzt mit schwarzen steifen Hüten, hohen Stehkragen, Gehröcken, gestreiften Beinkleidern, gelben Schuhen, die Damen mit tiefroten oder weißseidenen Sonnenschirmen mit Troddeln und Spitzen sowie spitzenbesetzten, gestärkten Tüllkleideen, weißen durchbrochenen Handschuken oder gar mit weißseidenen Schuhen mit hohen Absätzen einherstolzierend am Ufer den Dampfer erwartet, gab vielleicht ein Bild von glänzender Sucht nach Zivilisation, aber nicht vom wahren Negercharakter. „Wir legten", schreibt Br. Brauer, „eines Sonntags an einer größeren Station an, als gerade die Messe in der kathedralartigen Kirche zu Ende war. Da ergoß sich eine unglaubliche Schar von Schwarzen die Allee den Hügel hinab zum Anlegeplatz des Dampfers, Männer und Weiber im Sonntagsstaat — ein prächtig buntes, aber durch die groteske grelle Farbenzusammenstellung und die Modearten neben den schwarzen abstoßenden Gesichtern überwältigend komisches Bild. Übrigens war fast in jeder größeren Ortschaft am Strom eine Riesenkirche zu sehen, sicherlich viel zu groß für den wirklichen Bedarf — wahrscheinlich eine auf das Auge des Reisenden berechnete Vorspiegelung falscher Tatsachen. Unserm evangelischen Auge ist so etwas ganz fremd. Wenn wir an unsre, in einfache weiße Tücher gehüllten Kirchgänger auf den Missionsplätzen in Ostafrika dachten, kamen uns die Tränen in die Augen. Unsre Kapellen waren nur klein und die Zahl der Kirchgänger nicht so überwältigend, aber wir hatten, wenn wir Gott anbeteten und sein Wort betrachteten, seine Nähe gespürt."

8. **Die letzte Bahnfahrt, „der Zug kommt ins Rutschen"!**

Am Abend des 22. Februar langte man in Leopoldville an. Gleich am nächsten Morgen sollte die Bahn die Reisenden noch die letzte Strecke stromab zum Ozeandampfer bringen, der am 26. Februar von Boma auslaufen mußte. Noch versorgten sie sich auf dem Bahnhof mit Lebensmitteln für die zweitägige Fahrt, dann bestiegen sie einen guten Eisenbahn-

wagen. Jeder hatte seinen eigenen drehbaren Sessel, der freilich von Schmutz starrte. Unterwegs konnte man Obst kaufen. — Thysville, wo man um ½6 Uhr abends eintraf, liegt auf einer Höhe, der Zug hatte daher eine große Steigung zu überwinden. Müde und staubig von der Fahrt war man dankbar für die gute Unterkunft und die feinen weißen Betten. Der Wirt war ein Portugiese. — Der 24. Februar brachte eine entsetzliche Fahrt bis Matadi. Die Bahn hat hier das Randgebirge des afrikanischen Kontinents zu überwinden, und da der belgische Bahnkörper wie gesagt der Bodenbildung folgt, ging es beständig bergauf und bergab. Die Lokomotiven sind für diese ungeheuren Anstrengungen zu schwach. Kein Wunder, daß sie an einer steilen Stelle versagte und der Zug tatsächlich ins Rutschen kam! Noch aber konnte man ihn halten. Es wurde tüchtig geheizt, die Maschine zog an, und langsam ging es bergauf. Da aber sprang der eine Zylinder, nun gab es kein Halten, der Zug rollte schließlich den ganzen Berg hinunter, bis er nach ½ Stunde bei einer kleinen Haltestelle zum Halten gebracht wurde. Dort stand gerade ein Güterzug mit einer etwas stärkeren Maschine. Diese wurde vorgespannt. Aber durch das Halten der ersten Maschine waren die Schienen sehr ölig geworden, und so kam der Zug bei jener fraglichen Stelle wieder ins Rutschen, und die Reisenden standen wieder Todesangst aus. Schließlich hörte ein Belgier, daß unsre Deutschen sich davon unterhielten, daß auf die Schienen gestreuter Sand helfen würde. Diesen Rat befolgten sie, und man kam über den schwierigen Punkt hinweg. Nun aber wurde wieder gejagt, der schwarze Zugführer wollte die 2 Stunden Verspätung einholen und ließ den Zug, selbst als es schon dunkel geworden war, ohne Lichter dahinrasen. Es war höchst ungemütlich, und die wundervolle Landschaft konnte nicht genossen werden. Gott sei Dank langte man aber abends ½9 Uhr wohlbehalten in Matadi an.

9. Unangenehmer Empfang in Matadi. Mit dem Schiff zum Ozean-Fahrer.

Die Belgier waren durch die Verzögerung verärgert. Der Stationsvorsteher rief daher in die Wagen hinein: „Allez boches, allez hoppe! Heraus Ihr Schmierlappen, Euer Kaiser wird gehenkt, und Deutschland wird Republik!“ Sofort wurden die

Koffer durchsucht und deren Inhalt wie die Reisenden selbst und ihre verschlafenen Kinder mit Hohn und Spott überschüttet. Zum Abendessen bekamen die Kinder Büchsenmilch, die Erwachsenen Wasser! Der letzte Funken Achtung, den unsre Reisenden vor den Belgiern und ihrer Kolonial-Wirtschaft gehabt hatten, schwand hier dahin. Zum Glück ging es schon am nächsten Morgen zum kleinen Dampfer, der die letzten 3 Stunden nach Boma an die Flußmündung führte. An dem hier sehr schmalen Strom sind die Ufer noch wunderschön. — In Boma warteten schon mehrere Transporte von Ostafrikanern, Männer, Frauen und Kinder, wohl gegen 170 Deutsche, zwei, drei, ja vier Wochen auf den Dampfer. Unsre Missionsleute bereuten es nicht, daß sie gleich weiterfahren konnten, denn die Gesellschaft war sehr gemischt und die Schwarzen höchst unangenehm, besonders diebisch. Sie hatten es vor allem auf Schokolade, Keks und Büchsenmilch abgesehen. — — Wie hatte unsern Reisenden vor dieser Fahrt durch den Kongo gegraut, besonders der Frauen und Kinder wegen, und wie dankbar waren sie dem treuen Gott, der auf dem langen und beschwerlichen Weg so gnädig durchgeholfen hatte! Auf der Bahn hatten sie 1447, zu Schiff 2210, im ganzen 3657 km zurückgelegt. Auch vor schwerer Krankheit waren sie bewahrt und bis auf kleine Unpäßlichkeiten alle gesund geblieben. Freilich die schwache Frau Missionar Oberlein, die mit ihrem Mann später reiste, hatte mancherlei Krankheit durchzumachen. Ihr Mann erinnert auch in seinem Bericht daran, daß die Sumpfgegenden des Kongo ein Herd des Malariafiebers sind und neben der Syphilis vor allem die Schlafkrankheit im Kongostaat ungezählte Opfer fordert.

Vom Kongostaat nach Frankreich!

1. Die Fahrt von der Kongomündung bis La Pallice in Frankreich.

Am 26. Februar bestiegen unsre Reisenden in Boma den Ozeanfahrer (Elisabethville), der sie nach Frankreich bringen sollte. Die wunderlichsten Gerüchte waren umgegangen; man würde die Deutschen ohne Licht und Luft im Rumpf des Schiffes unterbringen oder aber ungeschützt auf Deck lassen. Und wieder trafen es unsre Reisenden besser als mancher

andere Transport. Männer und Frauen wurden in Kabinen 2. Klasse, die Männer unten, die Frauen ein Stockwerk höher untergebracht, aber sie konnten frei miteinander verkehren und ihre Mahlzeiten gemeinsam einnehmen. — Ungemütlich war der Gedanke an die U-Boote sowie der Umstand, daß die Männer von abends ½9 Uhr bis zum Morgen in ihren Kabinen eingeschlossen wurden. Am ersten Abend auch die Frauen und Kinder. Aber auf einen Protest hin unterblieb das später. Und die Männer konnten das Schließblech am Schlosse ihrer Tür soweit lockern, daß es, wenn Gefahr gedroht hätte, mit einem Ruck zu öffnen gewesen wäre. In den letzten Nächten vor La Pallice legten sie sich nur halb entkleidet aufs Bett. — Die Verpflegung war gut, aber knapp. Diese, wie die Bedienung, entsprach der der Reisenden 2. Klasse in Friedenszeiten. Die Schwarzen, übrigens fein geschniegelt und pomadisiert, machten ihre Sache gut. Die in höheren Dienstgraden stehenden Eingebornen speisten mit im Speisesaal 2. Klasse und zwar mit Bedienung. Demütigend wirkte der Umstand, daß selbst hier auf dem Schiff überall schwarze Wachen standen. Sogar beim Essen im Speisesaal 2 Askari an der Tür! Anfangs aßen die Schwarzen im Rauchsalon, dem einzigen Aufenthaltsort unsrer Fahrgäste im Innern des Schiffes, bekamen auch Porzellangeschirr, Gabeln und Löffel; und es war spaßig zu sehen, wie sie damit umgingen. Als aber die Seekrankheit einsetzte und der Rauchsalon bald entsetzlich aussah, wurde man vorstellig, und die Schwarzen mußten sich aufs Deck verfügen. Genächtigt aber haben sie auch ferner im Rauchsalon. — Begreiflicherweise fuhr das Schiff in der Nacht immer abgeblendet, und groß war die Furcht vor Spionage und Verrat von Hafeneinrichtungen. Das zeigte sich bei den zwei Orten, wo man anlegte: Freetown und Darkar in Senegal. Schon als diese Häfen in Sicht kamen, mußten die Reisenden in die Kabinen, wurden scharf bewacht und durften erst weit draußen in See wieder heraus. Kein Wunder daher, daß die 1½ Tage in Freetown eine Qual für sie waren, zumal da sie das Fenster nur wenig öffnen durften und sich in der Sonnenglut eine furchtbare Hitze entwickelte, so daß sie nur halb bekleidet auf den Betten lagen. In Darkar währte der Aufenthalt nur einen halben Tag.

2. Ungenügende erste Unterkunft in Frankreich. Zwei Kinder starben!

In der Frühe des 21. März (1917) legte der Dampfer in La Pallice an. 10 Tage lang wurden unsre Reisenden in einen Zollschuppen gesperrt und von belgischen Polizisten bewacht; obgleich sie auf dem Schiff kein Mittagessen mehr bekommen hatten, erhielten sie erst nachmittags 5 Uhr aus der nahen Bahnhofswirtschaft etwas zu essen. Tagsüber durften sie nur in dem etwa 1 m breiten Zwischenraum zwischen zwei Zollbänken auf- und abwandern. Das Essen war unglaublich kärglich. Nachts warfen sie sich auf einen der Strohsäcke, die in den Ecken lagen, und breiteten einen Mantel über sich; dabei hatte die große Halle einen kalten Zementfußboden, und es war März mit kaltem Regen und Schneegestöber! Kein Wunder, daß die Tropenleute „jämmerlich froren". Zwei Wochen zuvor hatten sie halb bekleidet und schweißtriefend in der Tropenhitze gelegen und nun bei mehreren Grad unter Null ohne Decke in der Nacht! — Die Frauen und Kinder waren gleich am Ankunftstag in einer leerstehenden Schule einquartiert worden; was dort von Decken vorhanden war, starrte von Schmutz und Flöhen. Das kleine todkranke Kind der Geschw. Andersen ist tatsächlich noch in derselben Nacht erfroren, da die Mutter es nicht wärmen konnte; und 2 Tage später mußte dieselbe Mutter noch ihr zweites Söhnchen hergeben, das die ganze Reise über schwer krank gewesen war! — Nach einem nochmaligen Verhör und Untersuchung der Koffer (bei den Frauen auch des Körpers) wurden die Gefangenen nach und nach auf verschiedene Lager in Frankreich verteilt. Am 29. März reisten die Transporte nach Rochefort und Saintes ab, am 31. März die anderen Zivilgefangenen: Geschw. Brauer und Blohm wurden nach Vire-Calvados geschafft. Um 6 Uhr abends ging es in den Zug, niemand ahnte wohin. 10 Personen saßen in einem (abortlosen!) Abteil 3. Klasse und hatten Qualen auszustehen. Die Wagen waren bitterkalt oder überheizt. In La Rochelle und Rennes hatte man stundenlang in eiskalten Räumen zu warten. In einer zweiten Nacht ließ man den Wagen, in dem die Afrikaner saßen, irgendwo außerhalb der Stationshalle stehen. Kein Wunder, daß die Tropenleute fast alle an erfrorenen Füßen und schweren Erkältungen zu leiden

hatten. Auch erhielten sie nur einmal warmes Essen. In Vire-Calvados mußten sie noch in tiefem Schnee einen Berg hinansteigen, der zu ihrem Lager führte, das in einem verlassenen katholischen Predigerseminar eingerichtet war. Dankbar waren sie nur dafür, wieder an einem bestimmten Ort festen Fuß fassen zu können.

Die Gefangenschaft einer Gruppe unsrer Missionare in Frankreich und ihre Freilassung.

Die Missionsfamilien Seibt und Oberlein im Gesundheitslager Saintes.

Das „Gesundheitslager" Saintes (nördlich von Bordeaux) wurde Ende März der Familie Seibt zum Aufenthalt angewiesen, weil Br. Seibt am Fieber litt und seine Frau ein Kind erwartete. Ein bärbeißiger Alter nahm sie auf dem Bahnhof in Empfang. Ein Marsch von einer reichlichen halben Stunde brachte sie ins Lager, das auf einer Höhe außerhalb der Stadt lag. Eine Menge Männer, Frauen und Kinder musterte die Neuankömmlinge. Zwei ergraute Herren fielen ihnen auf. „Ob das Missionare sind?" Und wirklich, sie stellten sich als Missionar Johannsen und Missionar Kraft vor. In der Küche gab es gleich etwas Warmes (Fleisch, saure Kartoffeln, schmackhaft zubereitet und durchaus sättigend, nicht wie in La Pallice, wo man ebenso hungrig von Tische ging, wie man gekommen war). — Dieses Lager war ein neuer Schlachthof, der, noch nicht ganz fertiggestellt, im August 1914 schon die ersten Gefangenen aufgenommen hatte! Es gab 2 neue Wohngebäude, alles andere waren Ställe, Schlachthallen, Küchen und dergl. „Wir Neulinge", schreibt Br. Seibt, „kamen in den Schweinestall, im Schafstall wohnten nur Frauen, in den Kuhställen, wie auch in einem Wohnhaus waren Familien untergebracht. Das andere Wohnhaus enthielt Büro- und Wohnraume für ledige Damen, sowie eine Krankenstube, die aber als solche nie gebraucht worden ist. Die eine große Schlachthalle diente als Trockenraum für Wäsche, die andere als Werkstatt. Zu beiden Seiten eines schmalen Ganges befanden sich verschiedene große

Buchten, die unsre gehörte zu den größten und maß etwa $2\frac{1}{2} : 2\frac{1}{2}$ m. In ihr standen 2 Holzpritschen und mehrere Koffer, so daß der übrig bleibende Raum für 2 Erwachsene und 3 Kinder sehr beschränkt war. Wir konnten aber später in einer benachbarten Bucht essen und unsre Koffer abstellen. Geliefert wurden Holzpritschen, Strohsäcke, Decken, Blechteller, Löffel, Gabel, Trinkglas. Zum Abendessen gab es Suppe, als Tisch diente zunächst einer der Koffer, als Bank ein anderer Koffer und die Betten. Später ließ man sich Tisch und Bank machen. In der kalten Zeit tropfte Wasser die Zementwände und die Decke herab. Der Fußboden war eiskalt und die Heizung ungenügend. An den kalten Tagen war ein Lüften der mancherlei Kranken wegen nicht möglich. — Die vielen Kinder sorgten für Leben, bei schönem Wetter konnten sie im Freien sein, aber bei Regen und Kälte, wenn sie im Haus waren, verführten sie einen entsetzlichen Lärm.

Die Leitung des Lagers bestand aus einem Bankdirektor, einem ehemaligen Polizisten und einem Fräulein, das auch zu den Internierten gehörte, aber, sehr gut empfohlen, die Aufsicht über Büro und Lager in die Hand bekommen hatte. Der Direktor war ein feiner Mann, der die Interessen der Internierten wahrnahm. Ein Beispiel: Die Missionare hatten afrikanisches Geld, meist natürlich Interims-Noten. Verschiedene hatten beim Wechseln derselben gegen Frank-Noten große Verluste gehabt. Da warnte nun der Direktor davor. Der Polizist war ein bärbeißiger Kunde, meinte es aber nicht so schlimm. Am übelsten spielte das Fräulein den Internierten mit. Sie war schuld daran, daß die Gefangenen immer strenger gehalten wurden. Sie wollte aus Liebe zu ihren Landsleuten auf Entlassung nach Deutschland verzichtet haben; in Wahrheit fürchtete sie sich wohl vor der Rückkehr in die Heimat. Sie las ankommende Briefe und teilte aus deren Inhalt anderen mit. So erfuhren die Mitgefangenen z. B. den Heimgang des Vaters Seibt eher als dessen Sohn. Der Familie Seibt übrigens hat diese Dame manchen Dienst geleistet.

Die Gefangenen waren eine gemischte Gesellschaft, es gab Gute und Böse, Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe, Verheiratete und Unverheiratete, Deutsche, Österreicher und Französinnen, die hier bei ihren internierten Männern

weilten. Viele hatten in Frankreich gelebt und gearbeitet, manche hätten frei sein können, hatten es aber vorgezogen, in Frankreich zu bleiben, weil sie dort Besitz hatten und anfangs nur an einen kurzen Krieg glaubten. Sie waren recht französisch gesinnt. Es gab aber auch gute Patrioten, Deutsche und Österreicher. Die Mission war reich vertreten: Ostafrika durch 52 Personen: die Bielefelder Mission durch den Präses von Ruanda Johannsen und zwei Frauen, Neukirchen durch den Senior der 1912 gegründeten Urundi-Mission Kraft, Herrnhut durch Geschw. Seibt und Oberlein (die im Mai hinzukamen), Breklum durch die Uha-Missionare Jessen und Bock. Vor allem im Schweinestall mit seinen 28 Personen (12 Erwachsene, 16 Kinder) überwogen die Missionsleute; das war sehr angenehm, denn sie hielten schön und friedlich zusammen. Übrigens gab es auch unter den Franzosen nette Leute. Kamerun hatte 7 Katholiken gestellt. Im allgemeinen ging es im Lager anständig zu.

Tageslauf und Verpflegung! Aufgestanden wurde nach Belieben. Nach 8 Uhr gab es eine Tasse Kaffee, zwischen 10 und 11 Uhr gewöhnlich Milch und jeden zweiten Tag Brot, um 1 Uhr Mittagessen, um 3 Uhr heißes Wasser zur Tee- oder Kaffeebereitung, zwischen 6 und 7 Uhr eine Abendsuppe. Zur Ruhe ging jeder, wenn er wollte. Die Küche war in den Händen eines Wiener Ehepaares, das trotz der beschränkten Mittel alles schmackhaft zu bereiten suchte. Fleisch gab es anfangs vier-, später dreimal die Woche, aber Stücke, die der Fleischer anderswo nicht hatte verkaufen können. Gemüse (Kohl und Rüben) kam verhältnismäßig oft. Satt wurde man nicht immer, sondern mußte dann mit Brot, das es reichlich gab, oder mit Obst nachhelfen. Letzteres sowie Butter, Eier und Milch war ziemlich billig zu kaufen.

Ein halbes Pfund Butter kostete 1,60, später 2,10 frs., 12 Eier 1,80, später 4,10 frs., 1 Liter gute Milch 30, zuletzt 40 cts. Man konnte immer abrahmen und buttern. Geliefert wurde für ein Kind bis zu einem Jahr $^3/_4$ Liter, für Kinder bis zu 3 Jahren $^1/_2$ Liter und für ältere Kinder $^1/_4$ Liter Milch täglich, ferner pro Kopf und Tag 10 gr. Zucker, wozu man etwa nach $1\,^1/_2$ Monat noch pro Kopf $^1/_2$ Pfund kaufen konnte (für 40—50 cts.). Eine Kantine gab es im Lager nicht, aber man konnte in der Stadt kaufen. Täglich um 5 Uhr mußte myn seine Bestellung aufgeben; ein internierter Kaufmann notierte alles, und ein älterer

internierter Elsässer holte es dann in der Stadt zusammen. Da er für jeden Franken 5 cts. Bringerlohn berechnete, verdiente er ganz schön. Vielleicht interessieren noch andere Preise: Ein Würfel Seife kostete anfangs 1, später 2 frs., ½ Pfund gebrannter Bohnenkaffee 1,60 frs., ½ Pfund gebrannte Gerste 60—75 cts., 1 Pfund Schokolade 2,60 frs., 2 Pfund Speck 12 frs., 1 Pfund Schweinefett anfangs 2, später 3 frs., ½ Pfund Gries 75 cts., 2 Pfund Mehl 1 fr., 1 Pfund Palmin 2,60 frs. Schuhe und Stoffe ließ man sich besser durch das Fräulein besorgen.

Post übrigens gab es täglich, außer sonntags. Sonnabend war Schreibtag, da erhielt jeder Erwachsene eine Postkarte, alle 14 Tage noch einen Briefbogen. — Zum Geschirr-Reinigen und Baden der kleinsten Lagerinsassen gab es nach dem Frühstück warmes Wasser in der Küche und an 3 Tagen heißes Wasser zum Wäsche waschen. Knapp wurde allerdings das Heizmaterial. Kohlen wurden alle 2 Tage ausgegeben. Im April gab es noch für 2 Tage 3 kleine Kästen Koks, im Winter alle 2 Tage 2 kleine Eimer Briketts. Feuer wurde immer erst um ½ 11 Uhr gemacht. Um es vorher warm zu haben, kaufte man sich selbst Holz. Der Ofen wurde Mitte Oktober gesetzt, aber erst am 10. November wurde das erste Feuermaterial ausgegeben. Zur Beleuchtung gab es für den ganzen Schweinestall eine Lampe und zu ihrer Füllung alle 10 Tage ½ Liter Petroleum. Zum Glück hatte man sich im November mit Lampe und Petroleum versehen; denn schon im Dezember gab es kein Petroleum mehr. — Die Internierten wurden zu kleinen Arbeiten herangezogen, die Frauen mußten Kartoffeln schälen und Gemüse putzen, die Männer Holz und Kohlen abladen oder holen, Schutt entfernen, Holz sägen. Missionar Seibt und Frau hatten solche Arbeiten nicht zu tun, weil Br. Seibt den ganzen Sommer über für die Allgemeinheit den Ofen zum Milchkochen besorgte, womit er täglich von ½ 11—½ 1 und von ½ 6—7 Uhr beschäftigt war. Dafür durfte er sich auch ein Gemüsegärtchen anlegen, bei dessen Umgraben und Bepflanzen ihm Br. Oberlein half und das ihm Salat, Bohnen, Gurken, Radieschen und Tomaten brachte. Auch andere, die Arbeiten für die Allgemeinheit übernommen hatten, besaßen solche Gärtchen.

Ausgänge sollten wöchentlich an zwei Nachmittagen unternommen werden, aber schon vom Mai bis September waren sie sehr häufig ausgefallen, und später hörten sie auf,

und doch bedeutete jeder solcher Gang durch Gottes freie Natur eine Auffrischung. „Wie wohltuend wirkte das herrliche Frühlingsgrün und die Blütenpracht der Obstbäume! Durch die Stadt wurden wir nicht geführt, weil man Ausschreitungen der Franzosen fürchtete. Aber eine halbe Stunde vom Lager befand sich ein altes Landgut und ein etwas verwilderter Park, das war das Ziel der Gänge. Der Besitzer gestattete, sich dort zu vergnügen, und so suchte man Holz, Erdbeeren, Blumen, las oder politisierte. Begleitet wurde man von dem Herrn Boutin, der rechten Hand des Direktors, nie aber von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Auf dem Rückweg kaufte man sich frische Milch auf einem Landgut, das in einem Eichenwäldchen versteckt lag. Der Weg zu diesen Landgütern war fast in seiner ganzen Länge mit mächtigen Brombeerhecken eingefaßt, da pflückte man die Früchte in Menge und bereitete Mus aus den Beeren. Leider gab es wenig Zucker. Die ganze Gegend machte den Eindruck größter Fruchtbarkeit; viel Getreidefelder, Obst- und Weinkulturen, auch Nußbäume! Durch die Nässe und Kälte des Sommers aber gerieten Getreide und Wein nicht, auch litten die Kartoffeln."

Zur Abhaltung von Gottesdiensten, die die Missionare selbst hielten, benutzten Katholiken Sonntags vormittags, Evangelische nachmittags einen Raum des Schlachthofes. Anfangs fand bei Kälte der Gottesdienst in Johannsens Wohnung statt. Für die Jugend hielt Frau von der Heyden einen Kindergottesdienst. Von Pfingsten ab wurde an jedem Sonn- und Feiertag Chorgesang eingefügt. Am 1. Advent sogar das „Macht hoch die Tür", das Br. Oberlein aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hatte und das gut gefiel. Auch das 400jährige Reformationsjubiläum wurde festlich begangen durch Vormittagsgottesdienst mit Chorgesang und Nachmittagsfeier, bei der Br. Oberlein über die Wurzeln der Reformation, Johannsen über die Reformation selbst, Kraft über die Bibel und ein Angestellter der Bahnbaufirma Holzmann über das geistliche Lied sprachen. Wieder wurden Chorgesänge vorgetragen (auch ein Frauenterzett), deren Einübung in Br. Seibts Händen lag. Dann wurde Kaffee und Gebäck gereicht; die Ausgaben wurden durch freiwillige Spenden bestritten. Die Halle war festlich geschmückt, die ganze Feier durchaus wirkungsvoll. Von Sep-

tember an hielt man auch Bibelbesprechungen ab, auch waren 4 Taufseiern nötig: Ein kleiner von der Heyden, eine kleine Bock und Johannsen sowie Dorchen Seibt, die am 14. Mai geboren war, wurden getauft. Am Totensonntag fand eine Abendmahlsfeier statt.

Wie es zur Freilassung kam.

Trotzdem die Gefangenschaft im allgemeinen erträglich war, sehnte man sich nach Freiheit. So oft aus der Genfer Zeitung zu entnehmen war, daß man sich in Deutschland für die Gefangenen interessiere, wurde die Hoffnung genährt, und das Warten sollte schließlich nicht vergeblich sein. Am 1. Advent war es, daß eine Dame hereingestürzt kam: „In 10—15 Tagen geht es fort!" Und bald eröffnete der Lagerdirektor dem Missionar Johannsen, daß alle belgischen Gefangenen nach Deutschland entlassen werden würden. Durch bittere Erfahrungen gewitzigt, hegte man anfangs noch Zweifel an der Wahrheit dieser Meldung, aber es gab doch eine freudige Aufregung, und schließlich mußte wirklich am 12. Dezember alles zur Kofferrevision bereit sein. Am nächsten Morgen holte ein Spediteur das Gepäck ab, und nach einer kurzen Abschiedsfeier in der Kapelle, bei der das „Macht hoch die Tür" noch einmal erklang, öffneten sich die Tore des Lagers. Die Missionsfamilien gingen der Freiheit entgegen, viele andere blieben tränenden Auges zurück.

Herr Boutin begleitete die Gesellschaft bis Genf. In Lyon traf man am 15. Dezember nachts ½2 Uhr ein. Anfangs hatte man empfindlich gefroren, auf dem letzten Wegstück waren die Wagen geheizt. Nur in Tours und Lyon gab es etwas Warmes zu trinken, warme Milch konnte man für die Kinder zweimal bekommen, sonst gab es Brot, Käse und eine Dose Leberwurst. In Lyon stießen die Gefangenen aus Espalion (von unsern Missionaren Büttner, J. und P. Terp und Kooß) dazu, die aber an der französischen Grenze warten mußten. Bei der Ankunft in Genf waren Glieder der deutschen Gesandtschaft aus Bern und viele Genfer zur Begrüßung anwesend. Auch Frau Prediger Brindeau. Die Befreiten wurden gespeist, getränkt, beschenkt; die Liebe wirkte beschämend, tat aber außerordentlich wohl. In Bern wurde genächtigt; da waren Prediger Nitschmann und Th. Richard zur Stelle. Frauen und Kinder

wurden meist von Familien aufgenommen, die Männer übernachteten im Bürgerhospital. Abends bewillkommnete die Gattin des deutschen Kolonialstaatssekretärs Dr. Solf die Ankommenden. Jedem wurde ein Paket mit warmen Sachen überreicht. Eine große Wohltat war auch das hier möglich gemachte Bad. Am folgenden Sonntag wurden die Befreiten durch einen Gesang begrüßt und nachmittags im Verein mit den inzwischen eingetroffenen Gefangenen aus Espalion nach Luzern weitergeführt, wo sie ebenfalls bewillkommnet und in verschiedenen Hotels untergebracht wurden. Bis Donnerstag waren sie hier Gäste des Frauenbundes. — In Konstanz wurden sie dann auf deutschem Boden begrüßt. Eine Militärkapelle spielte. Die Großherzogin-Witwe Louise ließ ihren Gruß entbieten. — Der nächste Tag war sehr arbeitsreich. Es galt viel Geschäftliches zu erledigen, die ersten Lebensmittelkarten und die von den Behörden freundlichst bewilligten Freifahrscheine sich zu verschaffen, das Gepäck aus dem Zollschuppen zu holen. Von einer Besichtigung der Stadt konnte da nicht die Rede sein. — Tags darauf, gegen 12 Uhr abends, war das Ziel, das den Brüdermissionaren winkte, erreicht: das gastliche Tropengenesungsheim in Tübingen. Auch dort wieder viel beschämende Freundlichkeit! — Die Geschwister konnten nur immer wieder dankbar die Hände falten und Gott bitten, er wolle allen denen, die ihnen Gutes taten, ihre Liebe lohnen! Vor allem aber dankten sie von Herzen dem Herrn, der ihr Gefängnis gewendet und ihnen die Freiheit geschenkt, war es ihnen doch immer wieder „wie den Träumenden".

Inhaltsübersicht

Seite

Einleitung: Überblick 3

Kriegsdienst zweier Missionsarbeiter 5

Keine Nahrungsmittelnot in Deutsch-Ostafrika während der Kriegszeit 8

Entwickelung einer unsrer Stationen (Ipole) in Deutsch-Ostafrika 1909—16 (mit Grundriß) . . . 10

Kriegshilfsdienst der Mission in Ipole 14

Ausweisung der Missionarsfamilie in Ipole durch die Belgier 18

Leben und Missionsarbeit in Kitunda in den Kriegsjahren 19

Kriegserlebnisse auf der Herrnhuter Station Kitunda in Ost-Afrika 1916 25

Leben und Arbeit auf der Hauptstation Sikonge . . 33

Kriegshilfsdienst unsrer Missionare in Sikonge . . 38

Sikonge in belgischer Hand. Ausweisung der Missionare 44

Kriegshilfsdienst unsrer Missionare in Tabora . . 53

Die Besetzung Taboras und die Gefangennahme unsrer dortigen Missionare 54

Die Gefangenschaft in der Festung von Tabora . . 57

Das Schicksal der Station Usoke und der dortigen Missionsfamilie 58

Unsre nördlichste Station Urambo und die Gefangennahme der dortigen Missionarsfamilie 59

Die Reise einer Gruppe der Missionare durch den Kongostaat (mit Karte) 66

Vom Kongostaat nach Frankreich 77

Die Gefangenschaft einer Gruppe unsrer Missionare in Frankreich und ihre Freilassung (mit Bild) . . 80

Unsre befreiten (27) Sklavikinder in Tübingen mit Missionsdirektor D. Hennig.

Im Verlag der **Missionsbuchhandlung, Herrnhut** sind folgende Schriften, die besonders in die Mission in Afrika einführen, erschienen:

1. Deutsch-Ostafrika

Bachmann, Tr. **Praktische Lösung missionarischer Probleme** auf einem jungen Missionsfelde (Deutsch-Ostafrika) (Hefte zur Missionskunde Nr. 9) . . 30 Pfg.

Hennig, P. O. **Die Mission der Brüdergemeine in Deutsch-Ostafrika.** Handleitung zur Missionskunde 25 Pfg.

— **Ambilikiye.** Lebensbild eines eingeborenen Evangelisten aus Deutsch-Ostafrika. Nach Mitteilungen des Missionars T. Bachmann bearbeitet . . 70 Pfg.

— **Deutschlands Anteil an der Erziehung Afrikas** 20 „

— **Afrikanische Kolonial- und Eingeborenen-Politik** 30 „

— **Zum Kampf um die Negerseele.** . . 20 „

Schreiber, A. W. **Die Negerseele und ihr Gott.** . 10 „

Kleine Traktate aus der Brüdermission:

Nr. 17. Am Fuße des Rungweberges. Nr. 42. Befreit und doch gebunden. Nr. 43. Erstlingstaufen im Kondelande. Nr. 44. Missionsärztliche Arbeit. Nr. 45. Frauenleben im Kondelande. . . . . je 8 Pfg.

Bechler, Th. **Illustrierte Jugendschriften:**

Nr. 2. **Eine Karawanenreise** ins Innere Afrikas. Nr. 8. **Simoni,** der Mikaknabe in D. O. A. . . je 20 Pfg.

Büttner, F. **Die Erstlinge der Brüdermission unter den Wanjamwesi.** Mit Bildern . . . 25 Pfg.

Löbner, M. H. **Unyamwesi und Tabora.** Deutsch-Ostafrika. Land, Volk und Missionsarbeit. Mit Bildern 25 Pfg.

Burkhardt, G. **Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden:**

Heft III Deutsch-Ostafrika, Nyassagebiet . . M. 1.—

2. Südafrika

Hennig, P. O. **Tante Anna.** Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission der Brüdergemeine . 50 Pfg.

Schneider, H. G. **Gnadenthal.** Die erste evangelische Missionsstation in Afrika . . . . . 75 Pfg.

— **Oom Fani.** Eine Gestalt aus dem heidenchristlichen Gemeinleben Südafrikas . . . . . 30 Pfg.

— **Am Xentu.** Aus dem Missionsleben Kaffrarias in Südafrika . . . . . 60 Pfg.

— **Marianne Mazwi** und ihre Landsleute (Südafrika) M. 1.—

van Calker, E. **Die Grantlitationen in Südafrika** vom sozialen und missionarischen Standpunkt aus betrachtet. (Hefte zur Missionskunde Nr. 5) . . . 25 Pfg.

Nitschmann, Th. **Zum Rassenkampf in Südafrika.** Ein Beitrag zur Beleuchtung der Farbigenfrage in Südafrika 60 Pfg.

3. Sammelwerke

Die Brüdermission in Wort und Bild. Mit Text von Ad. Schulze kart. M. 2.50, geb. M. 3.50

Schulze, Ad. **Abriß einer Geschichte der Brüdermission** M. 1.50, geb. M. 2.—

Missionsatlas der Brüdergemeine. 18 Karten mit erläuterndem Text . . . . . geb. M. 3.50

4. Zeitschriften

Missionsblatt der Brüdergemeine. Jährlich 12 Hefte M. 1.40

Kampf und Sieg. Illustrierte Monatsschrift aus der Mission der Brüdergemeine . . . jährlich M. 1.20

Aus Nord und Süd. Missionsblatt für die Jugend „ 25 Pfg.

Druck von Fr. Lindenbein in Herrnhut.